Dahiel, der Konvertit.

Zweiter Band.

Dahiel, der Konvertit.

Roman

von

Richard Voß.

Zweiter Band.

Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1889.

Druck und Papier der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Zweiter Teil.

I.

In der ersten Nacht meines Christentums hat dieses sich ereignet:

Ich habe gewacht und in der Klosterkirche gebetet; darauf bin ich aufgestanden, um mich in meine Zelle zu begeben, wobei ich an dem Gemach des Abtes vorbei mußte. Nun war es nach der Hora, welche um die Mitternacht in der Klosterkirche abgebetet und abgesungen wird, und um die Zeit, da die Väter und Brüder eine Weile auf ihren harten Lagerstätten ruhen dürfen. Wie ich aber im Dunkeln den Gang hinaufgehe, gewahre ich einen Lichtschein, welcher durch die Thüre der Zelle des Abtes in die Finsternis hineinleuchtet; zugleich vernehme ich Stimmen, die ich als die des hochwürdigen Abtes und meines lieben Bruders Eustachius erkenne. Diese beiden reden laut und beinahe zornig mit einander, wie im Streit, und als wenn der Bruder Eustachius einem Gebote des Abtes den Gehorsam verweigere.

Ich wußte es bereits, daß der Gehorsam das allervornehmste Gebot eines Dieners des Herrn und Knechtes der Kirche sei. Auch war der Bruder Eustachius mir lieb geworden und lieber; nicht allein der großen Dinge willen, die er an mir begangen, sondern weil ich eben nicht anders konnte, als ihm von Herzen zugethan zu sein.

Ich bleibe also stehen — wahrlich nur aus Schrecken und Angst um den guten Bruder — und höre nun mit an, was die beiden in der Stille der Nacht und an einem solchen heiligen Ort so laut miteinander zu reden haben.

Sie sprechen von den Juden und von den christlichen Judenpredigten in den beiden Kirchen San Benedetto alla Regola, und Sant' Angelo in Pescaria.

Sie nennen meinen Namen.

Sie reden davon, daß Bruder Eustachius auf Befehl des hochwürdigen Abtes in das Haus meiner Eltern gekommen: nicht um meine jüdische Seele zu retten, sondern weil ich mit einer so überaus wohlklingenden Stimme begabt war.

Mein Gesang sollte dem Kloster zum Ruhm gereichen.

Deswegen war ich Christ geworden, deswegen hatte ich meinen Glauben abgeschworen, deswegen die Herzen meiner Eltern zermalmt.

Aber ich konnte als Christ und christlicher Priester für meine in Ewigkeit verdammten jüdischen Eltern bitten, ich konnte meine in Ewigkeit verdammten jüdischen Eltern losbitten; nicht allein sie, sondern auch Myrrha, auch Mose und viele vom Volke der Juden.

Deswegen war ich Christ geworden.

Da vernahm ich aus den undemütigen Worten, die der Bruder Eustachius gegen den Abt führte — —

Gott, ewiger Gott, was mußte dein Knecht erfahren! Ich stand, hörte und meine armen Sinne wirbelten durcheinander, als wären sie dürre Halme, in die hinein der Wind fährt.

Ich mußte aber jedes Wort anhören; denn ich konnte mich nicht von der Stelle rühren, konnte auch nicht rufen, nicht aufschreien:

„Hier draußen stehe ich, der Bruder Angelikus! Schweigt! Um Gottes Barmherzigkeit willen schweigt!"

Ich blieb also stumm und hörte; und war mir's dabei, als sähe ich eine unirdische Gestalt. Diese däuchte mich zuerst unsäglich herrlich. Ich wußte nicht, war es die Gottheit selbst, oder war es die Kirche dieser Gottheit. Indessen mit jedem Worte, welches ich hören mußte, fiel von jenem erhabenen Geiste ein Stück Majestät ab; bis ich zuletzt etwas erblickte, was scheußlich und gänzlich ungöttlich war. Und mit jedem Worte,

welches ich hören mußte, fiel ab von mir ein Stück meiner Menschheit, bis ich das Geschöpf jenes Wesens geworden, von dem ich geglaubt hatte, daß es die Gottheit selber wäre.

Ich kann es auch jetzt nicht sagen, wie dieses alles damals gewesen ist; doch vermeinte ich alles deutlich vor mir zu erblicken, während die beiden miteinander sprachen, und ich draußen im Finstern stand und ihnen zuhörte. Ich fühlte mich von Grausen gepackt und meinen Leib von Schauern überlaufen, als wälzte man auf meinen lebendigen Menschen einen Leichnam.

Darauf ward es drinnen still, und ich sah die Thüre der Abtszelle vollends aufgehen und in dem breiten Schein, der aus dem Zimmer drang, den Bruder Eustachius auf der Schwelle stehen, mir gerade gegenüber; also, daß ich ihn beinahe berührte. Indessen er sah mich nicht, trat heraus, schloß die Thüre hinter sich und schritt an mir vorüber den Gang entlang seiner Zelle zu. Ich vernahm, wie er häufig stehen blieb und vor sich hin redete, gleich einem, der um seinen Verstand gekommen.

Ich aber hatte den meinen noch.

Nun ward alles still, nun blieb alles still.

Ich hätte jetzt gehen können, zurück zum Gebet in die Kirche, oder in meine Zelle. Ich hätte als neuer

Christ Gott von neuem loben und preisen können, um des Wunders willen, das er an mir gethan.

Ich hätte ihn ohne Unterlaß anrufen können: „Barmherziger Gott, gnädiger Gott, allgütiger Gott!“ Ich hätte so vielerlei fromme Dinge begehen können; als Christ sowohl, wie als Mönch, von jener Stunde an mein ganzes Leben lang, um alsdann im Herrn zu sterben: Selig sind die Toten, denn sie haben das Auferstehen und das ewige Leben.

Denn ich, der Christ, ich würde trotz allem, was ich mit angehört hatte, das ewige Leben erhalten können.

Ich allein — —

An alle diese Dinge dachte ich, auf dem dunklen Gange stehend, dicht an die Wand gedrückt. Ach, ich stand in solcher Finsternis, aber durch den Spalt der Thüre drang ein Lichtstrahl hervor. Auf diesen blickte ich unverwandt, immerfort an jene christliche Lehre denkend, und rührte mich nicht vom Fleck, als ob dadurch, daß ich die helle Stelle anstarrte, in die tiefe Nacht meines Elends ein Hoffnungsstrahl fallen könnte.

Der hochwürdige Abt wachte noch.

Ich hatte es gewiß nicht thun wollen; jedoch plötzlich hatte ich die Thüre aufgestoßen, war eingetreten und an der Schwelle stehen geblieben.

Der hochwürdige Abt saß am Tische, das Antlitz

mir zugewendet. Ich sah indessen sowohl den Abt als das ganze Gemach in einem hellen Dunst, gleichsam durch Nebel, und hörte die Stimme des Abtes wie aus der Ferne.

Es sagte der Hochwürdige:

„Du bist es, Bruder Angelikus! Was begehrst Du noch so spät von mir?"

Was sollte ich nun wohl von dem hochwürdigen Abt begehren?

Meinen christlichen Glauben.

Und die Gnade, die Barmherzigkeit, die Allgüte Gottes.

Nicht allein für mich, sondern auch für alle diejenigen, für die sie mir verheißen worden.

Ich begab mich nicht von der Thüre hinweg und erwiderte dem Hochwürdigen demütig:

„Was muß ich thun, um von meinen Eltern und von denen, die mir lieb sind auf Erden, sowie von vielen des jüdischen Volkes den Fluch ewiger Verdammnis zu nehmen? Christ bin ich geworden, Mönch auch, und Priester werde ich. Aber an diesem allen soll es ja wohl nicht genug sein."

Ich gewahrte durch den Nebel, der sich immer dichter um meine Augen legte, wie der Abt von seinem Sitze in die Höhe fuhr und starren Blickes auf mich

schaute, ebenso wie ich auf ihn. Es war lange Zeit stille in dem Gemache, alsdann rief der Hochwürdige zornig:

„Bruder Angelikus, Du hast gehorcht.“

Ich entgegnete voller Demut:

„Ich habe gehört, daß meine Eltern und alle Juden verdammt sind und verdammt bleiben, trotzdem ich um ihretwillen ein Christ und Mönch geworden. Da indessen Gott barmherzig und gnädig und allgütig ist, so werdet Ihr, hochwürdiger Vater, mir gewißlich sagen können, wie ich jene durch Gottes Gnade, Barmherzigkeit und Allgüte erlösen kann von ihrer ewigen Verdammnis. Ich flehe Euch an, sagt es mir!“

Und der Hochwürdige sagte es mir:

„Du kannst die Juden erlösen, wenn Du die Juden zum Christentum bekehrst.“

„Durch anderes nicht?“

„Nein!“

„Wenn mein Vater und meine Mutter und sie, die ich sonst liebe, und die anderen Juden sich nicht zum Christentum bekehren, so bleiben sie verdammt in Ewigkeit? Sagt es mir!“

Und der Hochwürdige sagte mir auch dieses noch:

„Nur ein Christ kann der ewigen Seligkeit teilhaftig werden.“

„Nur ein Christ!“

„Also, mein Sohn — bekehre Du Juden.“

„Ich danke Euch, hochwürdiger Vater.“

„Bekehre Du Juden und Gott wird an Dir Wohlgefallen haben.“

„Gott ist barmherzig und gnädig, und seine Güte währet ewiglich.“

Ich sagte es, wie man mich gelehrt hatte, es zu sagen: in feierlichem und starkem Ton; alsdann wandte ich mich zum Gehen. Indessen der Abt rief mich hin zu sich.

Ich ging zu ihm.

„Empfange den Segen des Herrn.“

Und der Abt segnete mich.

Ich ließ mich segnen, ging langsam zur Thüre, blieb stehen.

Der Hochwürdige fragte mich väterlich:

„Was beschwert sonst noch Deine Seele, lieber Sohn?“

Aber meine Seele beschwerte sonst nichts mehr. Ich hatte mich von dem Hochwürdigen segnen lassen, ich grüßte den Hochwürdigen, ich ging hinaus und in meine Zelle.

Wenn ich die Juden bekehrte, würden die Juden selig werden — —

Aber ich würde die Juden nicht bekehren. Alsdann würden die Juden verdammt bleiben.

Es würden verdammt bleiben: mein Vater, meine Mutter, Mose, Myrrha! Und ich, der Christ, der Mönch, der Priester, ich konnte ihre Verdammnis nicht teilen, denn:

Für mich war Gott ein gnädiger, barmherziger, allgütiger Gott.

Für mich allein!

* * *

Als der Tag graute, stand ich auf, hielt meine Andacht, las meine Gebete, that alles, wie es mir vorgeschrieben und befohlen war, und begab mich darauf hinaus in den Klostergarten, unter die beiden Palmen.

Das war gar feierlich! Nämlich wie an dem blassen Himmel die Sterne verlöschten, und um mich die Blumen mit ihren bunten Blüten aus dem Dämmer auftauchen. Das flavische Amphitheater lag da gleich dem Altar eines Riesengeschlechtes, wie zu einem Opfer mit Laub und Blumen überschüttet, und mochten die Nebelwolken, die das Colosseum von allen Seiten umdampften, den Weihrauch bedeuten.

Aufmerksam schaute ich zu, wie der Tag sich lichtete, und hörte dabei auf den Vogelsang, der aus allen

Büschen und Bäumen ertönte, daß es war, als jubilirten die Blätter und Blüten. Aber da die Sonne aufging, ward es für eine kleine Weile still. Und ich stand in dem hehren Schweigen und blickte dem himmlischen Glanze entgegen.

Da vernahm ich, wie jemand den Gang vom Kloster gewandelt kam, einer der Brüder. Die Schritte des Mönches waren langsam, wie von einem Kranken oder Todmüden. Daran erkannte ich ihn. An meiner Seite blieb er stehen. Ich wandte mich nicht um nach ihm, begrüßte ihn aber:

„Gott segne Dich, Du gehorsamer Diener des Herrn!"

Der also von mir Gegrüßte seufzte tief auf, erwiderte indessen nichts. Immerfort in die aufsteigende Sonne blickend, sprach ich weiter, mit ganz ruhiger Stimme:

„Eustachius, gib mir meinen Vater und meine Mutter wieder."

Er antwortete:

„Ich kann nicht."

„Eustachius, gib mir meinen Freund und meine Geliebte wieder."

„Ich kann nicht."

„Eustachius, gib mir meinen Glauben und meinen

Gott wieder! Eustachius, gib mir meine Jugend, meine Seele, meine Reinheit wieder; denn Du hast mir alles genommen."

„Alles! Aber zurückgeben kann ich Dir nichts!"

„Nein, nichts — —"

Ich stand immer noch, und wandte kein Auge von dem Himmelslichte, welches in aller seiner Pracht aus dem Felsenhaupte des Berges Albanus hervorzuflammen schien. Und sangen alle die Vöglein wieder. Es war wie ein Lobpreisen des göttlichen Tages, welcher doch so viel des Jammers bescheint.

Ich glaubte, der Gehorsame sei bereits wieder gegangen, als ich mich von ihm anrufen hörte:

„Dahiel! Dahiel!"

Nun ließ ich meine Augen von der Sonne. Aber ich war geblendet; also, daß ich dort, wo der Mönch stand, nur einen dunklen purpurfarbenen Glanz sah. Vielleicht, daß, hätte ich ihm in jenem Augenblick ins Gesicht geschaut, das Schreckliche, das geschehen sollte, ungeschehen geblieben wäre; wenigstens wäre er nicht ohne meine Vergebung ein ungehorsamer Diener seines Gottes geworden. So aber entgegnete ich ihm auf seinen schmerzlichen Ruf:

„Wen rufst Du mit diesem Namen? Ich bin der Bruder Angelikus."

Damit und ohne ihn noch ein einzigesmal anzusehen, ging ich hinweg, schaute mich auch nicht um nach ihm, den ich zum letztenmal als atmenden Menschen erblickt haben sollte.

Langsamen Schrittes wandelte ich durch den Garten und pflückte Blumen, so viel ich deren tragen konnte; damit begab ich mich in die Klosterkirche vor das Bild der schmerzensreichen Mutter, welches ich ringsum mit Blüten besteckte. Ach, ich wußte noch eine andere Mutter, die ein Schwert im Herzen trug. Es war allerdings eine Jüdin.

Wiederum wußte ich nicht aus noch ein.

Denn zu allem diesem übergroßen Leid kam mir obenein die Erkenntnis, daß ich zwar ein Christ sei, jedoch ein schlechter und falscher Christ; indem das Christentum als solches mir sehr wenig galt, sondern nur als ein Mittel, um für mich und die Meinen das Auferstehen und das ewige Leben zu erlangen. Ja, wenn ich recht in mich ging, so mußte ich erkennen, daß mich weniger das Mitleid für die Juden, weniger die Liebe zu meinen Eltern, als vielmehr meine Leidenschaft für das junge Weib zum Christentum gebracht hatte, damit ich dermaleinst mit Myrrha selig würde.

Das sollte nun nicht sein.

Denn, wenn auch Myrrha die Tochter eines Christen

war, so mußte ich sie doch als eine Jüdin ansehen, wohl gar als etwas noch Schlimmeres: als eine rechte Heidin! Nun wäre die Bekehrung einer Heidin in Wahrheit eine christliche That gewesen. Aber auch um eine Heidin bekehren zu können, bedurfte es des wahren Christentums und des wahren Glaubens, was ich beides noch nicht besaß, oder hatte ich es gehabt, so war es mir bereits wieder genommen worden.

Also glauben!

Alles glauben!

Ein Christ sein; nicht um des Lohnes willen, sondern aus innerstem Herzensdrang, aus tiefster Ueberzeugung — aus Glauben.

Gott und der Kirche nicht aus Gehorsam Gehorsam leisten, sondern — eben aus heiligstem Glauben!

Ich mußte den Glauben haben.

Alsdann würde ich die Heidin Myrrha bekehren können; alsdann vielleicht auch — —

Nur mußte ich glauben, glauben!

*
* *

Da ich erst am vergangenen Tage Christ geworden, in der nämlichen Stunde bereits die ersten Weihen empfangen, so hatte ich nicht sogleich, wie es sonst Brauch ist, mit den übrigen Geweihten an der heiligen Kommunion teilgenommen, sondern ich sollte einen Tag später zum

erstenmale als junger Christ beichten, um darauf in der Klosterkirche gemeinsam mit sämtlichen Brüdern und Vätern den Leib des Heilands zu genießen. In Anbetracht dieses erhabenen Ereignisses hätte der Zustand meines Geistes, hätte meine Zerknirschung, zugleich aber auch meine Wonne über alle Maßen groß sein müssen. Als ich mich indessen im Beichtstuhl befand und dem Hochwürdigen selber meine Sünden bekannte, war ich in einer solchen Dumpfheit und Stumpfheit, daß ich ohne Thränen und Verzweiflung, gleichsam in vollem Gleichmut das Geständnis that:

„Ich bekenne, daß ich nicht glaube."

Nun hatte ich vor kaum vierundzwanzig Stunden öffentlich das christliche Glaubensbekenntnis abgelegt, war darauf sogleich getauft, gefirmelt und geweiht worden, hatte darauf sogleich der Welt entsagt und mich dem Himmel angelobt, vermeinte also nichts anderes, als daß sich jetzt etwas Schreckliches mit mir begeben würde, ich auch nimmermehr zur Vereinigung mit dem Herrn könnte zugelassen werden. Doch es geschah nichts dergleichen. Der Hochwürdige ließ es daran genug sein, mich väterlich zu ermahnen, mir streng ins Gewissen zu reden und mir im übrigen eine gelinde Pönitenz aufzuerlegen. Alsdann absolvirte er mich. Ich hätte nun leichteren Herzens werden können, wurde jedoch jählings

von einer noch tieferen Traurigkeit und Ermattung aller Sinne befallen; also, daß ich mir zu jener Stunde den Tod wünschte, auch diesen erlangt haben würde, wenn nicht immerfort etwas in mir geschrieen hätte:

„Du mußt glauben, glauben, glauben!“

So blieb ich denn leben.

II.

Am Abend des Tages, da ich vom Klostergarten aus dem Aufgang der Sonne zugeschaut und dem Hochwürdigen gebeichtet hatte, fehlte der gehorsame Bruder Eustachius. Der Bruder Pförtner berichtete: Jener habe zur gewöhnlichen Stunde seines Ausgangs das Kloster verlassen, sei indessen nicht wie sonst kurz vor dem Ave zurückgekehrt.

Nun war es der erste Sabbath im Mai, an welchem Tage der Gehorsame in der Kirche des heiligen Engels den Juden über die Gnade und Barmherzigkeit Gottes zu predigen hatte; also gebot der Hochwürdige mir und noch einem Bruder: wir sollten uns in die neunte Region nach dem Bogen der Oktavia begeben und daselbst dem Gehorsamen nachforschen. Wir machten uns denn auch in Eile auf den Weg, kamen an und vernahmen von dem Küster, daß der Bruder Eustachius dagewesen und den Juden die Predigt gehalten und

zwar mit solcher Beredsamkeit und solchem heiligen Eifer, wie es bis dahin noch niemals geschehen. Darauf war der Bruder gegangen, ohne, wie sonst, sein Gebet vor dem Hochaltar verrichtet zu haben. Er hatte aber mit dem Küster gesprochen, und war so heiter und guter Dinge gewesen wie niemals zuvor.

Nach diesen Nachrichten besprach ich mich mit meinem Gefährten, welcher der Ansicht war, daß wir bei unserer Rückkehr den Bruder im Kloster finden würden. Es wäre ihm wohl etwas Ungewöhnliches begegnet, und dadurch seine Heimkehr verzögert worden. Aber in mir erwachte plötzlich eine große Angst; also, daß ich den Bruder zur schleunigen Rückkehr antrieb; hätte meine geistliche Würde es gestattet, ich wäre am liebsten nach der Velia gelaufen.

Wir schlugen wiederum den kürzesten Weg ein: über den montanarischen Platz und durch die Via della Consolazione. In der Mitte dieser Straße, dort, woselbst es nach dem kapitolinischen Hügel abgeht, war ein Zusammenlauf, Gedränge und Geschrei, wie dergleichen in Rom überaus häufig ist; bald um gar nichts: um einen toten Hund — oder Juden — bald um einen erschlagenen Menschen. Da nun einem Diener des Herrn keinerlei weltliche Neugier geziemt, unsere Gedanken auf anderes standen, wir auch in Eile waren,

so wollten wir unsern Weg zum Forum fortsetzen, ohne dem Lärm nachzufragen. Aber da wir uns dem Haufen näherten, schrieen etliche:

„Dort kommen Franziskaner!“

Und alsbald hatten wir die ganze Menge über uns. Sie schrieen auf uns ein, wobei sie unter heftigen Geberden nach dem Berge deuteten. Mein Gefährte verstand zuerst, was sie zeterten und sagte:

„Sie schreien: die Rupe Tarpeja habe sich ein Mönch herabgestürzt. Es sei ein Franziskaner.“

Ich wußte sogleich, wer das Gräßliche an sich begangen, erbebte bis in mein Innerstes und rief:

„Laß uns hingehen und schauen, ob wir ihn kennen.“

Wir gingen, und alles Volk, dem das Geschehnis ein großes Gaudium war, folgte uns. Ich wußte zu jener Zeit noch nicht, daß das römische Volk jeden Mönch und Diener Gottes von Herzen verachtet, wenn es sich auch vor jeder Kutte neigt und jedem Schwarzrock in Demut die Hand küßt.

Man wies uns unter großem Geschrei den Weg: durch ein Haus am Abhang des Hügels, in einen Hof hinein, der mit mächtigen alten Römersteinen gepflastert war und an eine jähe und hohe Felsenwand stieß. Von der Höhe rankten sich blühende Rosen und Eppich fast

bis auf den Boden hernieder und ward sogleich von mir erkannt, daß droben jener schöne, friedliche Platz gelegen sei, an welchem der Himmel und der Bruder Eustachius an mir das Werk der Bekehrung vollbracht hatten.

Er aber, den wir suchten, lag vor uns: tot, mit zerschmetterten Gliedern.

Sie hatten Licht herbeigeschafft, und ich leuchtete dem Toten ins Gesicht. Dieses war gar nicht entstellt; aber es lag darauf kein Friede, keine Versöhnung, sondern ein solcher Ausdruck von Haß, zugleich von Hohn und Triumph, daß ich voller Entsetzen die Leuchte abwandte, damit die Menge dieses fürchterliche Totenantlitz nicht sähe.

Nun entdeckten sie einen großen weißen Zettel, welcher an einem Strick — dem Gürtel des Mönches — um des Toten Hals hing, und auf dem etwas geschrieben stand. Ohne daß wir es hätten wehren können, riß einer das Schriftstück vom Leichnam hinweg und wollte es lesen. Es war indessen Latein, welches niemand aus der Menge verstand. Nun reichte man mir den Zettel, damit ich denselben dem Volke vorläse, was ich wohl gekonnt hätte; denn der Tote hatte mich unter anderem auch in der lateinischen Sprache unterrichtet. Indessen nachdem ich die Schrift zuerst still für mich

gelesen, erklärte ich dem Volk, daß auch ich der fremden Sprache nicht mächtig wäre, zerriß das Papier und steckte die Fetzen unter mein Gewand, in meinen Gürtel.

Da erhob sich ein wüstes Geschrei gegen mich, als ob ich den Toten gemordet. Doch würden sie mich auch gesteinigt haben, ich hätte ihnen die Schrift nicht gedeutet, weniger aus christlichem Eifer und der Kirche willen, als vielmehr um das Andenken des Toten nicht schänden zu lassen.

Nachdem sie genugsam geschrieen hatten, sagte mein Gefährte, daß der Tote zu unserem Kloster gehörte, und wir baten, man möchte uns den Leichnam aufheben lassen und uns helfen, ihn in unser Heiligtum zu schaffen. Zuerst wollten sie weder das eine zugeben, noch das andere thun; letzteres wohl in der Meinung, man würde sie für die geleistete Hilfe nicht zahlen. Nun verhieß mein Gefährte ihnen reichlichen Gotteslohn, von dem sie indessen nicht viel zu halten schienen; doch als der Bruder versprach, für ihre Sünden Fürbitte einzulegen, wollten alle den Leichnam aufheben und tragen und entstand darum beinahe ein Kampf. Eine Frau brachte eiligst ein Linnentuch, in dieses wurde der Tote gelegt, und dasselbe über ihm geschlossen; darauf hob man den Bruder Eustachius auf und trug ihn davon. Es war aber der Platz, an welchem der Mönch so Gräßliches

an sich begangen, eine uralte Richtstätte, woselbst man auch die gefangenen Juden aus Jerusalem zu Tode gestürzt hatte.

Mein Gefährte und ich, wir gingen unserem toten Bruder zur Seite. Und wiederum folgten uns viele, weswegen wir mit anhören mußten, was das Volk über den Toten und die Ursache seines Todes unter einander redete.

Es wurden darüber viele Scherz- und Spottreden geführt, die mich wie Faustschläge trafen; denn ich vernahm damals zum erstenmale, wie das Volk über einen Mönch und eines Mönches Leben denkt: als wären beide nichts weniger als christlich oder gar heilig.

Ein Weib rief:

„Vielleicht ist ihm sein Liebchen ungetreu geworden.“

Eine andere:

„Oder er hat diejenige, mit welcher er eifrig betete, und welcher er fleißig die Beichte abhörte, voller Tugend befunden.“

Und eine dritte:

„Oder ein Vater hat dem Mönch sein frisches Töchterlein nicht gegönnt und deswegen bei seinem Abt Anzeige erstattet.“

Die Männer riefen:

„Um solcher Dinge willen wirft sich in Rom kein Mönch den tarpejischen Felsen hinunter. Bekommt ein

Mönch nicht die eine, so nimmt er die andere, oder er nimmt sie beide zugleich. Sein Abt gönnt es ihm, und er weiß auch, warum."

Da lachten alle.

Ich hielt jedoch nicht länger an mich. Und auf dem Platz, wo der Römer Markus Antonius seinem Freunde, dem ermordeten Feldherrn Julius Cäsar, die Leichenrede gesprochen, sprach ich zum römischen Volk für den Bruder Eustachius. Und ich fragte die Römer: ob sie nicht wüßten, daß ein Mönch dem Himmel Gelübde ablege, und welche diese seien?

Ich sprach zum erstenmale in solcher Weise und redete in heftiger Bewegung. Aber sie lachten darüber wie über ein lächerliches Komödienspiel, verspotteten und verhöhnten mich, und die Männer riefen:

„Ein keuscher Mönch! Wer will einen keuschen Mönch sehen? Seht den keuschen Mönch!"

Die Frauen meinten jedoch:

„Ei, der ist es wohl noch!"

Darauf drängten sich etliche Weiber zu mir und forderten von mir, ihnen Glücksnummern für die Tombola zu sagen. Da ich dieses nicht wollte, rissen sie mich an meinem Gewande, beschimpften mich und schrieen: Ich wäre ein Schelm, ein rechter Heuchler und Bösewicht.

Das war das Grabgeleite, welches der Bruder Eustachius bekam.

Sie trugen ihn ins Kloster, woselbst ein großer Aufruhr entstand, und Mönche und Volk durcheinander schrieen.

Als die Menge endlich aus dem Heiligtum gesperrt war, wollten die Mönche den Leichnam ihres Bruders in die Klosterkirche bringen; aber der hochwürdige Abt gebot, daß man ihn, der sich selbst um das Leben gebracht, auf den Hof niederlege, unter dem freien Himmel. Dieses wäre nun wahrlich nicht das Schlimmste gewesen, was dem Toten hätte geschehen können; indessen etwas in mir schrie dagegen. Ich trat also zu dem Hochwürdigen heran und sagte mit unterdrückter Stimme, demütigen Tones:

„Hochwürdiger Vater, ich bitte Euch, lasset den Leichnam des Bruders Eustachius in der Kirche niederlegen. Denn wisset: es hat der Bruder vor seinem Ende aufgeschrieben, weswegen er solche Todsünde begehe; und er hat die Schrift um seinen Nacken gehängt, wie man es ehedem mit Missethätern machte, auf daß jedermann lesen konnte, welchen Verbrechens wegen sie gerichtet wurden. Diejenigen nun, die den Toten gefunden, begehrten von mir, ich sollte ihnen die lateinische Schrift lesen, was ich nicht gethan habe; sondern ich habe die Schrift in Stücke zerrissen.“

Das lobte der Hochwürdige; aber ich sagte in aller Demut:

„Ich bitte Euch, hochwürdiger Vater, befehlt, daß die Brüder den Toten in die Kirche tragen, wie es geschehen sein würde, wäre er eines christlichen Todes gestorben. Was der Bruder Eustachius wie ein Missethäter sich um den Hals gehängt, ehe er den Todessprung gethan, habe ich zerrissen zu mir gesteckt und werde es Euch, hochwürdiger Vater, nach meiner Pflicht übergeben, auf daß Ihr damit thut, wie es recht und christlich ist. Zuvor aber lasset — darum bitte ich Euch herzlich — den Bruder Eustachius in die Kirche schaffen.“

Der Hochwürdige wandte sich von mir ab, und — der Leichnam wurde in die Kirche getragen und daselbst vor dem Hochaltar niedergelegt. Darauf brachten die Brüder hohe schwarze Holzkandelaber herbei, von denen jeder mit einem gemalten Totenkopf verziert war. Diese Leuchter stellten sie im Kreise um den Toten auf, steckten Kerzen an, desgleichen vielen Weihrauch und begannen alsdann im Chor die Totengebete. Ich saß dabei, bewegte meine Lippen und blickte über das Buch hinweg auf den Leichnam und konnte von meinem Platze aus deutlich das Antlitz erkennen, mit seiner unsäglich furchtbaren Miene von Hohn und Trotz, welche der rote Kerzenschein beleuchtete. Und ich mußte denken:

„Da beten und singen wir nun für Deine arme Seele, Bruder Eustachius. Es mag ja auch sein, daß Gott Dir gnädig und barmherzig ist — eben um Deines großen Gehorsams willen! Wie aber kann Dir vergeben werden, wenn Du einstmals mit solchem Antlitz auferstehst und vor den Richter trittst? Weißt Du denn nicht, daß Dein Antlitz Gott anklagt, als wäre Gott Dein Verderber und Mörder gewesen; derselbe Gott, o Bruder Eustachius, dessen Kirche Du solchen Gehorsam geleistet?“

Alsdann gingen alle und ich blieb und hielt die Totenwache.

Es war aber der erste Gestorbene, welchen ich in meinem Leben gesehen, und nun dieser Tote, dieser Tote mit diesem Antlitz! — Ich ging und holte eine Decke, die breitete ich über den Leichnam. Alsdann kniete ich vor ihm nieder und begann Gebete abzusprechen: alles, was ich wußte, was Bruder Eustachius mich gelehrt hatte. Dabei schaute ich immerfort auf das bedeckte Antlitz, bis es unter dem Teppich sich zu regen schien, und ich denselben abhob. Nun fuhr ich fort zu beten und blickte dabei das böse, höhnische, triumphirende Totengesicht an. Aber meine Seele war nicht bei den heiligen Worten, die ich meine Lippen sprechen ließ, sondern ich mußte wiederum denken:

„Da liegst Du nun, Eustachius! Da warst Du nun ein Christ und Priester Gottes. Und Du hattest auf Erden das Leiden der Welt, und hattest auf Erden die Hoffnung auf die Gnade des Himmels und auf des Himmels Lohn, und warst ein gehorsamer Diener des Herrn. Und da liegst Du nun! Wahrlich, Dir wäre besser, Du könntest so liegen bleiben: so liegen bleiben in alle Ewigkeit, als daß Du auferständest mit solchem Angesicht für alle Ewigkeit. Ach, Bruder Eustachius, daß Du nun so daliegst, das hat allein Dein Gehorsam an Dir vollbracht."

Könnte auch ein jüdischer Priester durch seinen Gehorsam gegen Gott dahin kommen, so daliegen zu müssen?

Nein!

Und es ist doch der Gott der Juden ein gestrenger und furchtbarer Gott, ein Gott des Zorns und der Strafe, kein Gott der Liebe und Barmherzigkeit.

Aber kein jüdischer Diener Gottes könnte, seines Gehorsams willen, mit solchem Antlitz in die Ewigkeit eingehen, die für ihn der ewige Tod, oder, nach der Meinung der Christen, die ewige Verdammnis ist.

Nun erhob ich mich, holte die Fetzen des zerrissenen Schriftstücks aus meinem Gewande hervor, glättete sie und paßte die Teile aneinander. Alsdann legte ich sie

wieder auf die Brust des Toten, stellte mich davor und las die fremden Worte mit lauter Stimme ab, daß es schaurig durch die Wölbungen der Kirche klang:

„Nach dem Tode des Bruders Bartolomeo, den ich auf Geheiß des Abtes der Kirche zugeführt, ward mir, dem Franziskanermönch Eustachius, geboten, den jüdischen Jüngling Dahiel Sarfadi zum Christentum zu bekehren und der Kirche zuzuführen, was ich auch beides vollbracht habe. Dieser schändlichen Thaten willen, und damit ich nicht zum drittenmale solchen christlichen Gehorsam leisten muß, verurteile ich mich selber zum Tode.

„Ich vollziehe dieses Urteil an mir, ohne vorher kommunizirt und gebeichtet zu haben, sterbe demnach eines unbußfertigen Todes.

„Also enden möge jeder, welcher der Kirche Christi Gehorsam leistet, wie ich gethan.

„Amen!“

Diese fürchterliche Schrift las ich immerfort mit lauter Stimme ab, als ob es eines meiner Gebete wäre, hielt auch dabei die Hände gefaltet. Plötzlich vernahm ich hinter mir die Stimme des hochwürdigen Abtes:

„Bruder Angelikus, welche Gotteslästerungen betest Du da?“

Ich wandte mich um nach dem Hochwürdigen, grüßte ihn mit Ehrfurcht und erwiderte voller Demut:

„Ich lese, was der Bruder Eustachius auf dem Herzen hat.“

Da wurde der Hochwürdige bleich, wie der Tote nicht bleicher war, trat hinzu, riß die Schrift von dem Leichnam fort, verbrannte die Stücke an einer der Kerzen, nahm die Asche und streute sie über den Gestorbenen, dabei sprechend:

„Wie ich diese Asche auf Deinen Leichnam werfe, also schleudere ich auf Deine, in Schuld und Sünden dahin gefahrene Seele den Fluch, der Dich scheidet von der Gnade Gottes und Dich übergibt ewiger Verdammnis.“

So ward denn dem Christen und Mönch das nämliche zu teil, was, der christlichen Kirche nach, allen Juden zu teil werden sollte. Nun mußte ich aber denken, daß der Bruder Eustachius gar nichts anderes für sich gewünscht hatte; sprach er doch in seiner Todesschrift aus, daß er sterben wolle, ohne sich mit seinem Gott versöhnt zu haben, sich gewissermaßen seines unbußfertigen Todes freuend. Da aber demnach der Bruder Eustachius für seinen Leib die Qualen ewiger Verdammnis erwartete, so erschien mir sein freiwillig unbußfertiger Tod als ein Ding, das über eines gläubigen Menschen Kräfte geht.

Als der Tag anbrach, wurde Bruder Eustachius

bestattet — eingegraben! Nicht auf dem Kirchhof der Mönche, sondern im Vorhof des Klosters, an der Mauer unter Disteln und Nesseln. Es war dies aber der nämliche Platz, an welchem mein Vater und meine Mutter gestanden und zum letztenmale zu ihrem Sohn gesprochen hatten.

Ach, gern hätte ich mich auf dem Grabe niedergeworfen, entblößten Leibes, mitten unter die Dornen und Nesselgewächse und hätte mich nackten Leibes in den Disteln und Nesseln gewälzt, hätte ich dadurch die Seele des Bruders Eustachius vor der Strafe retten können, welcher er für seinen Gehorsam verfallen.

Als ich am Begräbnistage gemeinsam mit den Vätern und Brüdern den Leib des Herrn empfing und aus dem Kelche auch für mich getrunken ward, da faßte mich Grausen, gedenkend des göttlichen Blutes, darein der Wein sich verwandelte: es war Blut, das die Juden vergossen! Es floß immer noch, und ich genoß davon, ich, der ich doch ein Jude gewesen!

III.

Es bewies sich an mir, daß das Christentum ein Glaube für die Mühseligen und Beladenen ist. Weil ich nicht wußte, wohin mit mir, so überließ ich mich gänzlich meinem Gott, der sicherlich für mich einen Ausweg finden würde. Und weil in meinem Gemüt ein unsäglicher Jammer und Kampf waren, so überkam mich eine gewaltige Sehnsucht nach Frieden. Um Frieden zu finden, dafür ist nun das Kloster ein guter Ort — nämlich, wenn man fleißig betet und sonst eifrig dem Heil seiner Seele lebt. Denn darüber vergeht einem Mönch das Denken, wodurch wiederum eine glückselige Dumpfheit entsteht, welche für den christlichen Geist die beste Verfassung ist, um das vornehmste Gebot eines Mönches zu erfüllen und der Kirche, ohne zu denken, in allem gehorsam zu sein.

Ich habe es seitdem oft bedacht: nämlich, daß der Bruder Eustachius nur deshalb zu solchem Ende gelangte, weil er gehorsam, aber dabei voller Gedanken

war; darum soll heute und alle Tage mein vornehmstes Gebet lauten:

„Schütze mich, Herr, vor Gedanken! Denn sie sind die Sünde, und das Uebel, und die Versuchung.“

Und ich weiß jetzt wohl, weswegen der Bruder Eustachius mir so dringlich geraten, Geißel und Bußgürtel zu meinen besten Freunden zu machen. Es waren auch die seinen gewesen, wie sein zerrissener, blutender Leib mir an jenem Morgen nach meinem ersten Erwachen im Kloster gezeigt hatte. Aber seine Freunde hatten ihm doch nicht helfen können, ihn vor dem allzu vielen Denken zu bewahren.

An alle diese Dinge dachte ich viel.

Wenn ich sonst irgend konnte, sah ich mir das Christentum an, wie es von Christus gemeint worden; und ich mußte einsehen, daß die Kirche Christi in vielem gänzlich anderer Meinung war, als der Herr es gewesen. Oder ich versenkte mich in das Leben des heiligen Franziskus; und ich mußte erkennen, daß wir Franziskaner gänzlich anders lebten, als unser lieber und wahrhaft heiliger Stifter gelebt und für seine Jünger und Nachfolger bestimmt hatte. Und wiederum strafte mich Gott, indem er mich in arge Versuchung führte und mir das Uebel der Gedanken gab.

Ich dachte an die Religion der Juden, und wie

diese geblieben, was sie gewesen: ein einiger Glaube, derselbe, der er am Anfang war, ungezählte Jahrtausende vor dem Anfang des christlichen Glaubens, und auch nachher trotz aller Not und Knechtschaft des Volkes, darin dieses beharrte bis auf den heutigen Tag.

Und ich dachte ferner: Wie es wohl sein würde, wenn einer der Propheten, Heiligen oder Märtyrer des jüdischen Volkes Jünger hätte gleich den Heiligen und Märtyrern der christlichen Kirche — ob alsdann wohl auch die jüdischen Mönche also ihren göttlichen Meistern ins Antlitz schlagen würden: Gelübde ablegend, die sie nicht hielten, in Regeln regellos lebend, heilige Satzungen verkehrend; also, daß sie nur dem Namen nach, nicht aber im Geiste, ihrem Heiligen und ihrem Gott nachfolgten.

Nun will ich mich nicht unterfangen, von der christlichen Religion, die so erhaben und wahrhaft göttlich sein könnte, solches auszusagen, indem ich noch bis auf den heutigen Tag ein viel zu junger Christ bin, obenein ein herzlich schlechter! Aber von dem Leben in dem Hause unseres lieben Heiligen und wie wir dessen Gebote nicht hielten, und nach dessen Regeln nicht handelten, davon habe ich — Gott sei es geklagt! — bereits bis heute genugsam erfahren; trotzdem ich auch darin noch von großer Jugend und Kindlichkeit bin, indessen nur bitten kann, immerdar so zu verbleiben.

Wir Franziskaner sollen nach dem Willen unseres lieben Heiligen untereinander in Frieden und Eintracht leben — ach, Sankt Franziskus, wenn die Steine unseres Klosters von unserem Frieden und unserer Eintracht zu reden begännen, welch ein Getöse würden sie anheben, um laut wider uns zu zeugen. Wir sollen fernerhin in einer ganz unsäglichen Freudigkeit des Geistes nach unseren Gelöbnissen leben, unserem lieben Heiligen nachfolgend und Gott dienend — ach, Sankt Franziskus, die meisten deiner Söhne haben in ihren Seelen einen solchen Mißmut oder auch eine solche Trübsal und Unwilligkeit, die Kinder deines lichten Geistes zu sein, desgleichen einen solchen Groll gegen die hehren Pflichten ihres Gewandes, daß du der erste sein würdest, die zu verleugnen, die deinen Namen über die Erde verbreiten. Wir sollen fernerhin demütig sein, hilfreich und mitleidsvoll! — O lieber Sankt Franziskus, sieh, wie wir voll Hochmuts sind; sieh, wie wir uns von denen, die mühselig und beladen sind, abwenden; sieh, wie wir unsere Herzen verschließen vor dem Jammer der Welt. Wir sollen fernerhin keusch sein — Sankt Franziskus, lieber Heiliger, auch davon habe ich erfahren müssen! Wir sollen fernerhin nur Gott lieben, aber wir lieben nur uns selbst; oder lieben wir Gott, so lieben wir ihn doch nur unseretwegen: damit er uns

vergelte, damit er uns gnädig sei, damit er uns das ewige Leben beschere. Wir nehmen um die Liebe Gottes dem Armen sein letztes Scherflein, aber wir selber geben nur gegen Gotteslohn.

Ach, und wie sind wir gierig nach Geld und Gut! Wir, die wir nichts von Geld und Gut wissen sollen, weniger besitzend, als der Aermste, erbettelnd das Brot, welches wir essen, nachdem wir davon die Hungernden gespeist. So ist denn von dem echten und wahren Orden des heiligen Franziskus nicht viel mehr übrig geblieben als das Kleid, welches wir tragen. Und ist selbst dieses nicht insgemein nach der Regel, da in manchen Klöstern die Mönche ihre grobe Kutte nicht auf dem nackten Leibe tragen, wie unser lieber Heiliger gethan, der doch, seitdem er das Kreuz auf sich genommen, keine gesunde Stunde gehabt. Ich kenne manchen unter uns, dem seine bloßen Füße ein Aergernis sind, der sich seinen Strick aus Seide wünscht, und dem die Wolle, welche er unter der Kutte trägt, nicht warm und weich genug sein kann. Das wären geringe Dinge, aber mit der Seele und deren Pflichten gegen Gott hält es der Mann Gottes nicht besser.

Nach außen hin lebten wir zwar in Keuschheit, Demut und Dürftigkeit. Von unserem Kloster wurden jeden Tag einige ausgesandt, um Almosen zu sammeln;

indessen ward des Brotes, welches diese mitbrachten, wenig geachtet, und einzig das Geld angesehen, wenn es auch nur Kupfer war. Das erbettelte Brot schenkten wir den Armen, und für uns selbst buken wir welches vom besten Weizenmehl, wozu wir fette Oelspeisen genossen, nicht minder unverdünnten Wein. Auch besaß das Kloster Vignen und Oliveten und nach den Albanerbergen zu ein Landgut. Dieses war an einen Pächter vergeben und brachte dem Kloster hohen Zins ein. Daran ließen wir uns indessen nicht genügen, sondern wir sammelten nicht minder eifrig anderweitige irdische Schätze, wozu auch meine jüdischen Eltern ihr reiches Scherflein beitragen mußten. Denn ich war meiner Eltern einziger Sohn und Erbe. Von dieser Erbschaft nun war ein Teil von der Kirche meinem Vater abgefordert und von diesem auch der Kirche gegeben worden, und zwar — dieses alles erfuhr ich erst später — ohne daß die Kirche dabei hätte Gewalt anwenden müssen. Es mochte mein Vater denken: ihr nahmt mir anderes, köstlicheres, als Geld und Gut. Und so gab er es hin.

Und wird alles dieses von mir niedergeschrieben ohne Bedacht und Erwägung, daß es für den hochwürdigen Abt Evaristus geschieht, der mir geboten hat, diese Bekenntnisse niederzuschreiben.

Weil ich von den Brüdern der jüngste war und

aus anderen Ursachen, die ich nicht verschweigen will: nämlich meiner Jugend und Wohlgestalt willen, ward ich jeden Tag ausgeschickt, Almosen zu sammeln. Ich führte mit mir einen Sack aus grobem Leinen und einen Korb aus Bast geflochten. In den Sack that ich, was mir gespendet ward, und was ich in Demut mit Gotteslohn als Dank zu empfangen hatte; aus dem Korb gab ich in jenen Häusern, woselbst ich vielfach ein und aus ging, von dem Salat, der eigens zu diesem Zwecke in dem Klostergarten gepflanzt wurde: kleine dunkelgrüne Blätter von einem sehr bittern Geschmack, aber von den Römern und besonders von den Römerinnen überaus begehrt. Ich hatte für meine Bittgänge eine bestimmte Region zugeteilt erhalten, und zwar war es die neunte, die flaminische, welche zwischen dem Thore des Volks und dem Kapitol liegt und das weite Feld vom Corso bis an den Tiber bedeckt. Bevor ich mit dem Einsammeln der Almosen betraut ward, empfing ich von einem Bruder langwierige und ausführliche Weisungen über gewisse Häuser, in welche ich bitten gehen, über gewisse Familien und Personen, welche ich um Almosen ansprechen sollte. Die meisten waren dem Kloster überaus wohlbekannt und man wußte bei uns nicht allein von ihrem Charakter und allen Verhältnissen, sondern noch von ganz anderen Dingen, von denen ich nicht ahnte,

daß sie auf der Welt wären oder sein könnten, Dinge, die mich mit Zagen und Schrecken erfüllten. Ach, das waren schlimme Lehrstunden, in denen ich ein gar ungelehriger Schüler war.

Am meisten betrübte und ängstigte mich, daß meine demütige Bitte um Gaben christlicher Barmherzigkeit zuweilen nur ein Vorwand sein sollte, um in gewissen Häusern, von denen man im Kloster nichts wußte, aber zu wissen begehrte, mit den Bewohnern bekannt zu werden. Und beinahe immer waren es Ehefrauen, mit denen ich mich vertraut machen sollte. Dazu bedurfte es nun freilich in den meisten Fällen nur eines einzigen Gespräches, welches ich von meiner Seite gänzlich als Jünger des heiligen Franziskus zu führen hatte; also voller Demut, Frömmigkeit und geistlicher Erbauung.

Ich weiß auch nicht, wie es kam; aber die guten Weiber waren stets überaus eifrig, mir ihr Herz auszuschütten, welches gewöhnlich schwer von Leiden und mit Sünden beladen war. Sie führten mich häufig in die Kammern, setzten mir leckere Speisen vor, begannen zunächst damit, daß sie mich meiner allzu großen Jugend wegen bald bejammerten, bald priesen. Indessen sehr schnell brachen sie in laute Klagen aus, seufzten, rangen die Hände, vergossen Thränen, beichteten und bekannten mir. Alsdann erfuhr ich wiederum Dinge, von denen

ich mir nicht hatte träumen lassen. Es war viel Unglück dabei, jedoch noch mehr Unrecht. Zu meiner großen Verwunderung und Bekümmernis waren es im ganzen stets die nämlichen Dinge, die mir alle zu klagen hatten; denn beinahe alle die guten Frauen, unter denen viele jung und recht ansehnlich waren, hatten schlimme und eifersüchtige Ehemänner oder treulose Galane — die Galane galten ihnen als gar keine Schande — und alle begehrten sie deswegen des christlichen Trostes, seufzten heftig nach dem Himmel und verlangten von diesem Vergebung ihrer Sünden — oder auch Förderung derselben.

Wie aber sollte ich da trösten und helfen? Konnte ich doch mich selbst nicht trösten noch mir helfen. Denn je mehr ich von der Welt hörte und sah, um so weniger verstand ich davon. Das menschliche Leben, mit allem, was sich darin begab, dünkte mich fürchterlich. Ich begriff nicht, wie man das Dasein als etwas Göttliches preisen konnte, und wurde davon gequält wie von einem schweren Traum. So entstand allmälich in meinem Kopfe und Herzen ein ungeheurer Wirrwarr, von dem ich niemand sagen konnte; denn in der Beichte wurde mir das Nachdenken über solche Dinge als große Schuld angerechnet — die ich indessen immer von neuem beging. Im übrigen ward ich in allem auf den Himmel verwiesen. Diesem überließ ich schließlich alles.

Bis ich jedoch in meinem Geiste so weit kam, hatte ich einen langen Weg zurückzulegen; es war ein Weg, auf welchem eine Leidensstation neben der andern lag, ein Weg, auf dem Dornen gestreut waren und Disteln wuchsen.

In der ersten Zeit ward ich von den Klagen der guten Frauen, die mir ihr Herz ausschütteten, als nähme ein Priester ihnen die Beichte ab, gar innig gerührt, beklagte sie, tröstete sie und betete mit ihnen. Aber wie ich alsdann zu einiger Kenntnis des menschlichen Herzens gelangte — ach, lieber Herrgott, da gab es schlimme Stunden! Und ich wollte oft verzweifeln und verzagen, wurde auch nicht besser dadurch, daß ich einsehen mußte, wie viel Schlechtigkeit in der Welt war. Sehr bald geschah es, daß ich, statt trösten zu können, schelten mußte, und statt Mitleid Scham empfand, worauf es bei mancher sogleich zu Ende war, indem sie mich fortschickten und gar nicht mehr zu sich einließen.

Dieses zornmütige, aber aufrichtige Gebahren war mir viel lieber, als wenn sie nach meinen Ermahnungen und eindringlichen Reden eine übergroße Zerknirschung heuchelten, oder sich als reuige Sünderinnen benahmen, mich aber — kamen einmal unerwartet ihre Ehemänner oder Galane dazu — entweder verleugneten oder gar mich vor jenen verbergen wollten, was für einen Jünger

Sankt Franziski denn doch ein rechter Schimpf gewesen wäre. Ich weigerte mich denn auch einer solchen schändlichen Heimlichkeit, trat vor die Männer und Liebhaber dieser Frauen offenkundig hin und bat bescheidentlich um Almosen, wie das mein Amt und meine Pflicht war. Häufig wurde ich von den Männern überaus schnöde behandelt, beschimpft und zum Hause hinausgejagt, wobei ich allein der Schmach gedachte, welche dadurch der Kirche und dem Orden Sankt Franziski angethan wurde. Legte ich alsdann des Abends dem Abt Bericht ab, bekam ich gewöhnlich strenge Worte zu hören, die ich nach Gebühr ohne Widerrede in Demut hinnahm: brauchte ich nur nicht zu jenen Weibern zurückzukehren und mit ihnen heimliches Wesen zu betreiben, wie mir hin und wieder wohl geboten ward. Alsdann war auch der Bruder Angelikus ein gehorsamer Diener des Herrn. Denn diese Ordensregel des Gehorsams und gänzliche Unterwerfung unter den Willen des Vorgesetzten war die einzige von allen, welche streng gehalten wurde.

Wer es nicht an sich erfahren hat, kann es schwerlich verstehen: nämlich wie bald ein Mensch sein Unglück gewohnt wird; besonders dann, wenn der Jammer in ihm so stark ist, daß er ihn halb umbringt — ganz thut er das niemals. Kommt nun noch dazu eine dunkle Zelle, eine Kirche, ein Kloster, viel gemeinsames und noch mehr

einsames Beten, bisweilen auch Kasteien und strenges Fasten und immerdar dumpfer Gehorsam, so währt es nicht lange und man trägt sein Leben wie sein Gewand, welches wir Mönche nicht eher ablegen sollen, als bis es gänzlich schlecht und schadhaft geworden. Ganz besonders halfen mir noch der Schrecken, welchen die Welt und die Dinge der Welt mir einflößten, das Grausen, welches ich vor dem Dasein empfand, und welches in mir wuchs und wuchs, und davor ich nirgends Rettung fand; es mußte denn sein, daß ich mich an den Himmel klammerte. Dieses that ich — so fest ich vermochte. Hätte ich nur erst aus vollem Herzen glauben können.

IV.

Eines Tages ließ der Hochwürdige mich zu sich rufen und trug mir auf, der Hölle eine Seele zu entreißen und dem Himmel zuzuführen.

Das war nun in Wirklichkeit ein frommer und dem Herrn wohlgefälliger Auftrag, der mich hätte mit heiligem Eifer erfüllen müssen. Es war indessen auch ein schwerer Auftrag. Die verlorene Seele, welche ich retten sollte, war nämlich die eines jungen Weibes, das nach allem, was ich von dem Hochwürdigen darüber vernahm, bereits mit Haut und Haaren dem Bösen angehörte. Deshalb machte ich mich denn überaus bekümmerten Gemütes auf, hin zu jener Teufelin, welche Donna Clelia hieß und in der neunten Region wohnte, nahe bei jenem erhabenen Heidenbau, Rotonda mit Namen.

Ehe ich das Haus der Buhlerin aufsuchte, begab ich mich in dieses hehre Heiligtum, woselbst ich mich

vor dem Altar niederwarf, darauf ein Marmorbild der Himmelskönigin steht, neben dem Grabe eines gewissen Rafael Sanzio da Urbino, der ein göttlicher Künstler gewesen. Hier betete ich mit heißer Inbrunst, sowohl in Vorbereitung zu dem großen und schweren Werke, das mir geboten worden, als auch um mich gegen jede Versuchung zu schützen, indem ich doch noch so jung und mein Fleisch noch gar schwach und ungeprüft war. Während ich also mit Gott rang, stellte ich mir vor: ich sollte keine junge und üppige Christin die Wege des Herrn führen, sondern ein armes, sündiges Weib aus Schmach und Schande erretten.

Noch niemals hatte mich ein Gebet so gestärkt wie dieses; denn ich that dabei das Gelübde: wenn ich auch kein guter Christ und würdiger Diener Gottes wäre, wollte ich zum mindesten ein reiner Mensch sein, wie meine Eltern, die Juden, reine Menschen waren und ihr Leben lang bleiben würden.

Darauf erhob ich mich von den Knieen und genoß plötzlich eines wundersamen Anblicks: gerade über der offenen Kuppel, durch welche man hineinschaut in das Luftmeer des Himmels — gerade in dem Kreise der Oeffnung stand die Sonne, hinableuchtend in das Heiligtum gleich einem gewaltigen Strahlenauge und den Marmortempel mit Glanz und Glorie erfüllend.

Nachdem ich gestanden, bis der wundersame Schimmer, der auch mich ganz überflutete, wie eine himmlische Erscheinung gewichen war, ging ich gestärkt und getröstet davon.

In der Via Campo Marzo, Nummer dreiundsiebenzig, fand ich das Haus, welches mir als die Wohnung der Donna Clelia bezeichnet worden. Es war ein großes und ansehnliches Bauwerk, innen dunkel und übelriechend und mit einer Stiege, steil und schmal gleich einer Himmelsleiter — nur daß sie zur Hölle hinabführte. Aber vom Hofe her leuchtete es mir gar bunt entgegen; ein Gärtlein, so voller Blumen, daß man vor Blüten keine Blätter sah. Auch hörte ich das Plätschern und Rauschen eines Brünnleins.

Ich ging die Stiege hinauf, vernahm Mandolinenspiel, Gesang und Gelächter, welche Töne mir zu der Schönen den Weg wiesen, und gelangte in einen dunklen und öden Saal, darinnen niemand war, darauf in ein prächtiges Gemach, woselbst ich die Donna fand, und bei ihr mehrere von ihren Galanen.

Ich stand in der offenen Thür; da indessen die Donna und alle, die um sie herum waren, sich in einer übergroßen Lustigkeit befanden, so gewahrte mich niemand. Und das war gut, sonst hätte jedermann meinen Schrecken sehen müssen. Ach, die Buhlerin sah jener

Myrrha ähnlich, als wäre sie deren ältere Schwester; nur daß ihre Schönheit noch um vieles mehr von der Hölle war, und sie mir demnach als die leibhaftige Braut des Satans erschien. — Ihr Haar war lichter als die flammenden Locken jener Myrrha und floß wie eine schimmernde Welle von ihrem Haupte nieder; denn es war aufgelöst und wurde ihr gerade von einer fetten und schlampigen Frauensperson ausgekämmt. Sie saß auf einem kostbaren Sessel, der mit korallenrotem Sammet ausgeschlagen war, und hingen die Strähnen ihres Haares bis auf den Boden herab, daß es auf dem dunklen Teppich gleich einem Flecklein Sonnenlichtes lag. Es war mir widerwärtig, zu sehen, wie die Hände der braunen Vettel in den Glanz hineinfuhren und darin herumwühlten nicht anders, als faßte der Teufel die Schöne beim Schopf — was er denn auch that!

Sie war wohl noch recht jung, großen und schlanken Leibes und hatte ihr schönes Antlitz weiß und rot angemalt. Die Brauen glichen winzigen schwarzen Schlänglein, die über den wie Edelstein leuchtenden Augen Wache hielten; die Lippen blühten gleich Rosen, und das ganze Gesicht war anzuschauen wie ein Madonnenbild, auch so sanft und himmlisch holdselig. Aber die Zuchtlosigkeit dieser über die Maßen schönen Person war daran zu erkennen, daß sie unter lauter Männern in

einem weißen Röcklein saß; und hatte sie auch ein rosafarbenes Tuch über Schultern und Brust geworfen, so war dieses doch erst recht schändlich, indem der Mantel dünn wie ein Schleier war, also daß darunter nichts verborgen blieb, und ihr Leib zu sehen war, gleichsam wie durch ein vom Morgenrot bestrahltes Nebelgewölk.

An ihren Fingern funkelten herrliche Perlen und Juwelen, und in der Hand hielt sie einen aufgebrochenen Granatapfel, in dessen purpurfarbene Kerne sie kräftig hineinbiß; also, daß ihr der Saft der Frucht wie helles Blut auf den Lippen stand. In ihrer Schamlosigkeit hatte sie auch die Füße unbekleidet, und sie streckte sie häufig unter dem blütenweißen Röcklein hervor, was einen nur allzu verlockenden Anblick bot, denn der Schönen Füße waren winzig klein wie die eines Kindes.

Das alles beachtete ich deswegen so außerordentlich aufmerksam, weil die Schöne jener Myrrha ähnlich sah, und ich mir doch den Gegenstand, an dem ich meine Tugend üben sollte, genau betrachten mußte.

Da ich mich nicht regte, und alle in dem Gemach überaus eifrig waren, recht von Herzen zuchtlos zu sein, so hatte ich Muße, auch den Spießgenossen der schönen Sünde ein aufmerksames Auge zu schenken. Das waren gar feine Herrlein in gestickten Röcken, mit seidenen

Strümpfen. Sie trugen zierliche Degen, hatten das Haar gelockt und gesalbt, und war der Jüngste von ihnen schier noch ein Knabe.

Dieser lag mit dem ganzen Leibe vor der Schönen am Boden, und sie fuhr ihm mit ihren nackten, rosigen Füßchen in die Haare, bis er auch seinen Kopf niederlegte, wonach sie ihre Füße darauf setzte. Rührte er sich, so trat sie ihn, und ließ der junge, feine Mensch sich überaus gern von der Buhlerin wie eine Bestie behandeln.

Ein zweiter spielte die Mandoline und sang dazu ein zuchtloses Lied; ein dritter wollte der alten Vettel helfen, die Haare der Schönen aufzuflechten, zwickte dieselbe dabei und bekam für solche Ungebühr die Granatkerne ins Gesicht gespieen, was ihm ein unbändiges Vergnügen bereitete, besonders wenn er die Kerne, die die Buhlerin ausspuckte, mit seinem Munde wieder auffing. Also war es ein rechtes Sodom und Gomorrha in dem schönen Gemache, das über und über von köstlichen roten Teppichen und Geweben erglänzte, und darin in der Mitte ein gewaltiges Bett stand, daran alles Holzwerk vergoldet war, mit einem hohen Himmel von gelber Seide darüber. Dieser war auseinandergerissen, und ich sah die seidenen Decken und Kissen durcheinandergeworfen, wie auch sonst in der köstlichen Kammer eine große Schweinerei war. Und was war's für ein Lärm!

Die Buhlerin und die Lüstlinge schrieen und lachten zusammen, dazu kreischte die alte Vettel, dazu bellte ein Hündlein, nicht größer als eine Ratte, mit langem, schneeweißem, seidigem Haar, das die Schöne im Schoß hielt. Wäre ich nur erst wieder draußen gewesen!

Da ward die Donna meiner ansichtig, patschte dem Hündlein, welches an ihrer Brust hinaufsprang und mit seinem langen roten Zünglein ihr Gesicht zu lecken begehrte, aufs kleine Maul, wies mit dem Finger nach mir hin und bedrohte das unverständige Vieh:

„Still, Fifi! Da ist ein Bruder Franziskaner. Bist du nicht ruhig, soll er dir eine Predigt halten, darüber, daß das Küssen eine Sünde sei.“

Und sie hob das Tier mit beiden Händen auf und küßte es wohl ein dutzendmal auf die Schnauze.

Es blickten nun alle auf mich; nur der feine Knabe, der am Boden lag und sein schönes Haupt zum Schemel einer Buhlerin machte, blieb liegen. Aber auch die anderen kümmerten sich nicht viel um mich, bis auf die alte, feiste Vettel. Diese ließ eiligst das Haar ihrer Gebieterin fahren, kam auf mich zugewatschelt und griff nach meiner Hand, die sie, ehe ich's verwehren konnte, küßte; also, daß es schmatzte. Alsdann wollte das Weib gar noch meinen Segen haben. Diesen hätte ich indessen für mich behalten, selbst wenn ich zum Segnen die

Befugnis gehabt, da die Gabe Gottes, mit welchen der Herr seine Diener belehnt, nicht deshalb da ist, um in den Unrat geworfen zu werden.

Die Donna rief mit ihrer hellen Stimme:

„Gib dem Mönch ein Almosen, Ninetta.“

Die Alte durchwühlte die Tasche ihres schmierigen Gewandes, kramte daraus allerlei hervor, worunter sich auch einige Bajocchi befanden, die sie mir als Almosen hinreichen wollte. Nun geschah etwas Wunderliches.

Die Schöne schaute nämlich zu mir herüber, unverwandt und wie mit großem Staunen, erhob sich, trat einige Schritte auf mich zu, blieb stehen, blickte mich wiederum seltsam staunend an. Alsdann drehte sie sich hastig hinweg, schlug der Alten das Kupfergeld aus der Hand und begann sie heftig zu schmähen: wie sie mir so geringe Gaben bieten könnte? Und sie hatte wegen der kleinen Sache einen solchen Unwillen, daß der Zorn ihre Stimme beinahe erstickte.

Die Alte schimpfte weidlich und mit recht schändlichen Worten, die Galane aber — bis auf den feinen Knaben, der sich an nichts kehrte — wollten sich ausschütten vor Lachen, spotteten und riefen: Ob etwa die Schöne für den Bettelmönch Dukaten begehre? Auf das hin zog der feine Knabe sogleich einen seidenen Beutel hervor und warf mir daraus, ohne sich zu

erheben, ein Goldstück zu, welches mir gerade vor die Füße rollte und auf welches die alte Vettel so recht teuflisch gierig herabsah. Ich bückte mich, um das reiche Almosen vom Boden aufzuheben; aber die Schöne setzte ihren Fuß darauf. Zugleich löste sie eine goldene Kette vom Hals, die sie in meine Hand legte, wobei sie ihre Augen senkte und leise sagte:

„Bittet für mich Sünderin.“

Darauf kehrte sie langsam zu ihrem Sitze zurück.

Nun wurde das Gekeife der alten Vettel und das Gelächter der beiden Galane erst recht unmäßig. Ohne mich daran zu kehren, erwiderte ich der Donna:

„Ich bin selber voller Sünden; also, daß meine Fürsprache Euch wenig fruchten würde. Aber ich will diese Kette in Eurem Namen den Armen und Notleidenden spenden lassen. Diese werden alsdann für Euch beten, was Eurer Seele mehr nützen wird, wie wenn ich dafür meine Hände erhebe.“

Sie hatte wieder auf ihrem prächtigen Sessel Platz genommen und meinte gleichmütig:

„Thut damit, wie Euch gut dünkt.“

Sie schwieg, sah mich an und sagte nach einer Weile:

„Wie könntet Ihr wohl voller Sünden sein?“

Ich konnte darauf nichts erwidern, denn bei dem

Lachen der beiden Galane hätte sie meine Worte doch nicht vernommen. Plötzlich begann die Donna selber zu lachen, von allen am lautesten und heftigsten; also, daß es mir weh that, es mit anzuhören. Sie rief:

„Hat er nicht ein Gesicht wie der Engel Gabriel? Komm, ich will Dir ein weißes Hemdlein anziehen und Dir einen Lilienstengel in die Hand geben. O Mönchlein, Du dauerst mich!"

Der feine Knabe erhob sein schönes Haupt vom Boden, starrte mich aus großen dunklen Augen grimmig an und rief mir zu, wie man einem Hunde zuruft:

„Hinaus, Bettelmönch!"

Darauf gebot die Schöne:

„Er bleibt hier! Ninetta soll ihm zu essen geben und wir wollen zuschauen, wie es einem Erzengel schmeckt. Was meinst Du zu Maccaroni, Gabriel?"

Wiederum lachten alle und wiederum schrie der feine Knabe:

„Hinaus! Hinaus!"

Die anderen Galane riefen:

„Er soll Maccaroni essen und zum Dank dafür Clelia die Füße küssen."

Da fuhr die Schöne auf:

„Ich lasse mich von keinem Mönche küssen, und wenn es auch nur die Füße wären — nicht um die Vergebung

aller meiner Sünden. Pfui, solche Kutte! Ninetta, bringe dem jungen Heiligen zu essen."

Die alte Vettel schalt, daß nichts zu essen da sei, nicht einmal ein Stücklein Salamiwurst. Sie litte selber Hunger! Und nun wollte man gar solchen nichtsnutzigen Bruder mit Maccaroni füttern. Wie der wohl schlingen würde! Aber es sei nichts da.

„Dort steht genug," meinte die Schöne gleichgiltig und deutete mit dem Kopf auf eine herrliche silberne Schale voll verzuckerter Früchte und anderer Süßigkeiten, wie sie auf die Tafel eines Königs kommen mochten.

Die Alte that, als hätte sie nicht gehört, und machte sich von neuem an den Haaren der Donna zu schaffen. Doch diese jagte sie fort. Nun ging das Weib und brachte mir die Schüssel. Die Schöne gebot mir:

„Setze Dich dorthin und iß."

Und weil nirgends ein leerer Sessel war, so wies sie auf das Bett.

Ich blieb stehen, ließ die alte Vettel mir die Schale vorhalten, ohne mich daran zu kehren.

Da rief die schöne Sünderin:

„Ich werde Euch zeigen, wie man Mönche füttert, wenn sie so jung sind und solche Augen haben wie dieser."

Sie sprang auf, griff in die Schüssel, nahm eine

verzuckerte Feige heraus, steckte die braune, süße Frucht zur Hälfte in den Mund und näherte ihr Gesicht dem meinen — näherte ihre Lippen den meinen; denn ich sollte von der Frucht aus ihrem Munde genießen.

Während die beiden Galane und die Alte ihre Freude an diesem Schauspiel bezeigten, sprang der feine Knabe auf und stand da, bleich vor Grimm, daß es sein überaus schönes Gesicht gänzlich entstellte. Ich aber war von dem zuchtlosen Weibe zurückgetreten und sagte nun:

„Bemüht Euch nicht, Donna. Ich bin ein armer Mönch, der nicht wert ist, Eure Füße zu berühren, und bin keiner von diesen feinen Herren, denen Ihr diese Leckereien mit Eurem jungen Leibe bezahlt.“

Das gab einen Aufstand. Die alte Vettel schrie Zeter und Mordio, das Hündchen bellte, die beiden Galane griffen nach ihren Degen und der feine Knabe brachte gar einen Dolch hervor.

Die Schöne aber sprach kein Wort. Sie stand da, öffnete den roten Mund, daß die Frucht zu Boden fiel, und schaute mich an, wiederum wie mit großem Staunen. Als aber der feine Knabe mir zu Leibe gehen wollte, begann sie heftig zu zittern und rief:

„Laßt ihn! Ihr seht ja, wie gar jung er ist. Da ist er noch voll heiligen Eifers.“ Und zu mir gewendet:

„Armer, reiner Thor, wie bist Du zu diesem Gewande gekommen? Ich sage Dir noch einmal: Du dauerst mich!“

Aber die Alte fuhr fort zu zanken, das Hündchen zu bellen, die beiden Galane zu schimpfen und zu drohen. Der feine Knabe sagte nichts, hatte indessen einen Blick, als wollte er mir seinen Dolch ins Herz stoßen.

Mitten in diesem Lärm hob die Donna plötzlich zu singen an, und da sie mit einer prächtigen, glockenreinen Stimme begnadet war, so wurden alle nach und nach stille; selbst das Hündlein schien von dem Gesang der Buhlerin behext und verkroch sich in den Kissen des Lotterbettes.

Die leichtfertige Schöne sang:

„O meine müden Hände, ihr müßt winden
Zum Tanze Kränze,
Und pflücktet gern nie mehr
Blumen im Lenze.

O meine müden Lippen, ihr müßt singen
Von Lust und Scherzen,
Und stöhntet lieber auf
In Todesschmerzen.

O meine müden Füße, ihr müßt tanzen
Im frohen Spiele,
Und läget lieber still
Auf hartem Pfühle.

O meine müden Augen, ihr müßt schauen
Der Sterne Funkeln,
Und ruhtet aus so gern
Im ew'gen Dunkel.

Ach du, mein müdes Herze, du mußt pochen!
Ach, Herz, mein armes Herz,
Wärst du gebrochen — —"

Ich stand und hörte auf den Gesang des Weibes, den sie mit unsäglicher Wehmut begann und zu Ende führte. Und sie hauchte die letzten Strophen schier wie die letzten Seufzer eines brechenden Herzens. Es ward auch mir unsäglich wehmutsvoll zu Mute; zugleich dünkte es mich ein Traum, von diesen Lippen solche Worte und diese mit solcher Stimme singen zu hören.

Alsbald weckte mich der Beifallsjubel der Galane; ich aber besann mich, indem ich einen tiefen Seufzer that.

Nun wollte ich gehen, erkennend, daß ich den Auftrag, den ich von dem Hochwürdigen erhalten, für dieses erstemal schwerlich würde weiter ausführen können. Kaum jedoch hatte ich mich zum Gehen gewendet, als die Donna mir nachrief:

„Heda, Mönch!"

Ich fragte, was sie von mir begehrte.

„Daß Du noch bleibst! Ich will Belohnung für meinen Gesang. Wie ich Dir vorgesungen, sollst Du

mir vorpredigen, und wie ich mich bei meinem Gesang nicht um jene gekümmert, so sollst auch Du Dich nicht um sie kümmern, sondern allein um mich — — Schnell, Ninetta! Bringe mein Kleid! Der Wagen wartet. Es ist Zeit für den Corso. Mönch, predige uns!"

„Das will ich!"

Sie schrieen bravo und bravissimo und riefen mir zu; ich sollte ihnen eine Bußpredigt halten.

Währenddem hatte die alte Kupplerin ein herrliches Gewand gebracht: aus lichter, strahlender Seide, voller Stickereien und Spitzen. Ich glaubte nicht anders, als daß die Donna nun in die Kammer gehen werde. Aber dieses Weibes Zuchtlosigkeit war so groß, daß sie sich vor ihren Galanen und mir, dem Mönch, wollte ankleiden lassen. Bereits hatte sie das Tuch von den Schultern geworfen, als sie plötzlich mit einem Blicke auf mich in großer Hast und Verwirrung aus dem Gemache ging, ihre Dienerin mit dem Gewande rief und nach einer kleinen Weile herrlich geschmückt zurückkehrte, in leichtfertigem Tone fragend: ob die Predigt zu Ende sei oder ob sie noch zu rechter Zeit käme?

Letzteres bejahte ich mit großer Ruhe, worauf sie hell auflachte. Alsdann ließ sie sich über ihrem hochaufgetürmten, leuchtenden Haar einen schwarzen Schleier

befestigen und begann ein Paar gewaltig langer weißer Handschuhe über die Finger und Arme zu streifen.

Ich aber redete zu ihr und zwar, wie sie mir geboten hatte, ohne mich um ihre Galane zu kümmern. Vor Gram und Scham bebte meine Seele, und wie ich fühlte, also sprach ich. Dabei blieb meine Stimme ruhig und ich schaute der zuchtlosen Schönen steif ins Gesicht. Weil dieses nun so sehr dem süßen Antlitz jener Myrrha glich und ich doch einer Buhlerin ins Gesicht schaute, so fand ich Worte, wie sie bis dahin niemals über meine Lippen gekommen. Ich sprach wenig von Gott zu der Sünderin und gar nicht von ihrer Verworfenheit und Verdammnis; sondern ich redete zu ihr, immerfort jener Myrrha gedenkend, von der Seligkeit, reinen Herzens zu sein, von der Himmelswonne einer keuschen Liebe des Weibes zum Manne und von allem Holdseligen und Heiligen, was sonst einem tugendhaften Weibe zu eigen gegeben ist.

Zuerst lachte auch die Schöne mit den anderen. Nur der feine Knabe lachte nicht, nahm die Mandoline und begleitete meine Predigt mit einem wüsten und wilden Geklimper, daß eine Saite riß und man anfänglich von meiner Rede kein Wort verstehen konnte. Plötzlich sprang die Schöne empor, riß dem feinen Jüngling das Saitenspiel aus der Hand, warf es auf die Erde

und rief ihrem Liebhaber ein Schimpfwort zu, daß dieser zarte Galan in seinem Antlitz gleich einem Toten ward und wie rasend davonstürzte. Darauf wurden die anderen still. Ich aber fuhr fort zu reden, konnte indessen die Donna dabei nicht mehr anschauen, da diese sich am Fenster mit ihrem Putz zu schaffen machte. Die alte, feiste Vettel begann jämmerlich zu ächzen und zu stöhnen und wimmerte in einem fort: „O Gott, o Gott, o Gott! Ich arge Sünderin! O Gott, o Gott!“ Gerade als gälten meine Worte ihr, die doch wahrlich für jede Art von Liebe viel zu schändlich war.

Nun, ich sagte alles, was ich gegen die leichtfertige Schöne auf dem Herzen hatte, und ging alsdann ohne Gruß aus dem Zimmer. Doch noch ehe ich am Ende des Saales angelangt war, hörte ich hinter mir das Rauschen eines Seidengewandes, verspürte auch zugleich einen starken Wohlgeruch, darin die Schöne gleichsam gebadet war. Ich kehrte mich nicht um und wäre gern schneller gegangen; aber das verbot mir mein geistliches Gewand. Bei der dunklen Stiege war die Donna denn auch dicht an meiner Seite und mit einer Stimme, darin es wie ein erstícktes Schluchzen klang, raunte sie mir zu:

„Lieber Bruder, besuche mich ja wieder und das lieber heute abend noch, als erst morgen früh; denn meine

Sünde bedrückt mich schwer. Siehe, ich bin ja auch noch so jung und —“

Sie wollte noch mehr reden, aber die Stimme versagte ihr.

Auch kamen jetzt die beiden Galane mit der Alten, welche über ihr schlampiges Gewand ein buntes Tuch umgelegt, auf ihr zottiges Haupt eine mächtige Haube gesetzt hatte und einen gewaltigen Fächer schwang, wobei sie zum Gaudium der Galane jammervoll über ihre Sünden lamentirte. Ich blieb stehen, drückte mich gegen die Wand und ließ alle viere an mir vorüber, ohne der Schönen Ja oder Nein geantwortet zu haben.

Alle vier stiegen nun unter wüstem Lärmen die Treppe hinab; ich aber wartete, bis es unten stille geworden. Alsdann ging auch ich.

Es herrschte eine Finsternis auf der Stiege, als ob es Nacht wäre; also, daß ich nicht erkennen konnte, wer mich plötzlich an der Kutte festhielt und zugleich heftig beim Arm packte. Ich fragte:

„Wer seid Ihr und was wollt Ihr von mir?“

Mir wurde erwidert:

„Wer ich bin, schert Euch nichts, nichtswürdiger Pfaff! Aber was ich von Euch will, sollt Ihr hören. — Laßt Ihr Euch in Euren niederträchtigen Sinn kommen, der Donna noch ein einzigesmal Buße zu

predigen, so werdet Ihr, ehe Ihr Euren Mund aufthut, einen Dolch zwischen Euren Rippen fühlen, oder noch tiefer; also, daß Ihr gar nichts mehr fühlen sollt. Dafür nehmt eines Edelmannes Wort.“

Der Mensch ließ mich fahren und lief vor mir her die Stiege hinab; da erkannte ich ihn denn.

Nun verließ ich endlich das schändliche Haus, ging die Gasse hinauf und wendete mich nach dem Platz von San Lorenzo in Lucina und von da dem Corso zu. Hier ist gegen Abend ein gewaltiges Gedränge von Spaziergängern und Karossen, darin feine Kavaliere und geputzte Damen sitzen. Ich mußte stehen bleiben, da ich vor Menschen und Fuhrwerken nicht vorwärts konnte.

Wie ich so stand und harrte, daß Raum werde, kam eine prächtige Karosse angefahren und saß in dieser niemand anders, als die schöne Sünderin, die Clelia, mit der alten Vettel, der Ninetta, und hätte jedermann die Buhlerin für eine Prinzessin halten können. Etliche von denen, die in meiner Nähe standen und die Donna erblickten, riefen laut:

„Seht, die Schöne!“

Es ereignete sich nun, daß ihr Wagen, welcher der Menge wegen nur langsam fahren konnte, ganz nahe an mir vorüber mußte. Als ich eben vor den Pferden zurückwich, erblickte mich die Donna. Sie hatte bis

dahin mit einer Miene, als sei sie todmüde, in den Kissen gelehnt — jetzt, mit einem glückseligen Lächeln, fuhr sie in die Höhe, bog sich weit vor und sah nach mir hin, lächelnd und mir mit ihrem Fächer winkend, als ob ich einer ihrer Liebhaber wäre; also, daß ich vor Scham hätte in die Erde sinken mögen. Auch schauten sogleich viele nach mir, steckten die Köpfe zusammen, spotteten und lachten. Ich machte, daß ich davon kam, als hätte der Satan selbst mir zugelächelt — mit dem Antlitz jener Myrrha!

* * *

Als ich kurz vor dem Aveläuten im Kloster eintraf, ward ich sogleich zum Abt befohlen. Der Hochwürdige fragte nach allem, auch sagte ich ihm alles, nur verschweigend, an wen die schöne Sünderin mich gemahnt hatte und womit ich bedroht worden war, wenn ich wiederkäme. Es geschah alsdann zum erstenmal, daß der Hochwürdige mich lobte. Darauf trug er mir auf, mich nach etlichen Tagen wiederum zu der Donna zu begeben und nicht abzulassen, bis ich ihre Seele für das Heil gewonnen hätte.

Ich hatte zu gehorchen und nicht zu denken.

V.

Ich verbrachte die nächsten Tage in gewohnter Weise im Dienste des Herrn; nur daß ich viel mit meinem jungen Blute zu schaffen hatte, welches gar heiß in mir wallte. Denn ich schaute immerfort ein junges, schönes Antlitz vor mir. Es hatte die Züge jener Myrrha, aber einen Blick und ein Lächeln, wie jene Myrrha niemals gehabt.

Alsdann versuchte mich Gott, daß ich mir noch anderes von jener satanischen Gestalt vorstellen mußte; auch vorstellen mußte, wie diese in den Armen der feinen Galane ruhte, welche die Lippen, die mir zugelächelt hatten, mit Küssen bedeckten. Gott, ewiger Gott! Es vollzog sich vor meinen Augen die Wandlung und der üppige Leib jener Sünderin stand vor mir; neugeschaffen, mit den zarten Gliedern jener Myrrha, die mich einst=mals auf den Mund geküßt.

Das waren nun solche Stunden, wo meine Freunde.

Bußgürtel und Geißel, mir beistehen mußten, und sie haben mir auch gute Dienste geleistet. In der Mönchssprache heißt man solche Uebungen: Abtötung des Fleisches. Aber auch der Geist bleibt dabei nicht lebendig.

Am dritten Tage hatte ich den Teufel, von dem ich besessen war, glücklich ausgetrieben und zwar so kräftig, daß mein ganzer Leib mich schmerzte und ich mich kaum aufrecht halten konnte, da ich mich zum Abte begab, dem Hochwürdigen meinen Gang zur Sünderin zu melden.

Der Hochwürdige betrachtete mich aufmerksam, fragte: was ich mit mir angefangen hätte, vernahm es, vernahm auch, warum ich also gethan, ermahnte mich väterlich und gebot mir, mich niederzulegen und meinen kranken Leib zu pflegen.

Als ich mich wiederum in meiner Zelle befand, kam ein Bruder und brachte mir weiche Decken, die er über mein hartes Lager breitete; alsdann salbte er meinen geschundenen Körper, half mir, mich niederzulegen, holte Wein und stärkende Speisen, davon ich auf das Geheiß des Abtes reichlich genießen mußte. Auch ließ der Hochwürdige mir für eine Woche jede Art von Pönitenz untersagen.

Nach einer Woche fühlte ich mich wundervoll gesund und kräftig wie noch niemals, seitdem ich Christ

und Mönch geworden. Ich hätte hinauseilen mögen aus dem Kloster und der Stadt in das weite, wilde Land und irgend etwas begehen — etwas, woran ich hätte meine Kraft und Jugend erproben können. Ach, mein totes Fleisch war auferstanden und auch mein Geist hatte volles, glühendes Leben. Wenn ich aber daran dachte, daß ich jetzt zu der Sünderin gesandt werden könnte, so ward mein Geist von heißen Schauern geschüttelt, alles Blut drängte zum Kopfe, es versetzte mir den Atem, ein Schwindel ergriff mich, und ich wurde einen Augenblick bei aller meiner Daseinsglut schwach wie ein Kind.

Gerade an diesem Tage, da sich so Seltsames mit mir ereignete, ließ der Abt mich zu sich entbieten. Ich ging, erhielt den Auftrag, mich zu der leichtfertigen Dame zu begeben, gestand dem Abt meine heißen Wallungen, wurde väterlich ermahnt, absolvirt und mit strengen Weisungen fortgesandt.

Ich dachte: Nun sei Gott dir gnädig, du gehorsamer Diener des Herrn!

Es mochte gegen die dreiundzwanzigste Stunde sein, als ich mich zum zweitenmal auf den Weg nach dem Campo Marzo machte, und waren die Gassen bereits voller Schatten. Es hätte mir für diesen Gang wohl not gethan, Gott anzurufen und das aus tiefstem

Herzensgrund; indessen ich ging an allen Kirchen vorbei, so viele deren auch an meinem Wege lagen. Vielleicht dachte ich, daß ich mich diesesmal lieber auf mich selbst verlassen und mein Gelübde halten wollte, aus eigener Kraft und nicht durch Gottes Macht.

Der Abt hatte mir für den Abend Dispens erteilt, ich hätte auch schwerlich bis zum Ave zurück sein können; überdies war es die letzte Corsozeit und die Schöne saß wohl noch in ihrem schimmernden Seidengewande in der Karosse. Alsdann würde ich auf sie warten müssen.

Ich kam in die Via Campo Marzo, ging in das schändliche Haus, diese Herberge der Lüste, kletterte die Stiege hinauf, wobei ich mich in völliger Dunkelheit an den Wänden emportastete. Diesesmal leiteten mich keine wüsten Töne, was mir ein Zeichen war, daß die Schöne, wie ich befürchtet hatte, sich nicht in ihrer Wohnung aufhielt.

Ich wußte nicht, wo ich mich befand; ob ich noch höher steigen sollte oder nicht, als eine Thür geöffnet wurde, ein Lichtschein in die Finsternis fiel und die Alte heraustrat. Sie trug eine dreiarmige Lampe, die sie auf die Stiege setzen wollte, wahrscheinlich um einem Galan, oder mehreren, zu ihrer Herrin hinaufzuleuchten. Da sie mich sah, lief sie mit der Leuchte wieder in das

Zimmer zurück, mich im Finstern stehen lassend. Ich hörte sie drinnen rufen:

„Er kommt!“

Worauf die Sünderin eine Antwort gab, die beinahe wie ein Freudenschrei klang. Ich dachte: die Alte hat dich nicht erkannt und dich für den erwarteten Galan gehalten. Nun ist's der Mönch! Ob die Schöne wohl auch heute von dir verlangen wird, daß du ihr Buße predigst?

Ich stehe noch und höre, wie das Weib, die Ninetta, zurückgeschlurft kommt. Aber schneller als sie ist die Donna da, reißt der Ninetta die Leuchte aus der Hand, tritt an die offene Thüre, grüßt mich und sagt demütig und mit leiser Stimme:

„Tretet ein und sei mir und Euch Euer Eintritt gesegnet. Seit bald zwei Wochen habe ich auf Euch gewartet. Nicht wahr, Ninetta?“

Die Alte ist unterdessen auch bei der Thür angelangt, schielt mich an, murmelt etwas, hascht nach meiner Hand, sie zu küssen, was ich indessen nicht dulden will. Aber ehe ich recht weiß, was geschieht, hat die Donna meine Hand gefaßt und inbrünstig ihre Lippen darauf gedrückt, sie auch lange an ihren heißen Mund gehalten, so daß ich endlich meine Hand hastig wegziehen muß, und war meine Verwirrung und meine Scham groß.

Darauf führte sie mich davon; aber nicht in das üppige Gemach mit dem zuchtlosen Bette, sondern in eine kleine Kammer, in welcher alles überaus sauber und zierlich war. Es stand darin ein Tisch, besetzt mit guten, aber bescheidenen Speisen: weißes Brot und kalter gebackener Fisch, auch die herrlichsten Früchte und ein Fiascho roten Weines; aber ich sah nur einen Teller und nur ein Glas. Was mich indessen noch mehr verwunderte, das war in der einen Ecke ein kleiner Altar, mit einem weißen gestickten Tuche bedeckt und darauf zwei silberne Leuchter mit brennenden Wachskerzen. Ueber diesem Heiligtum hing ein Madonnenbild, von frischen Blumen umkränzt.

Auch die Sünderin selbst mußte ich voll Staunens betrachten und beinahe, daß ich einen freudigen Ausruf gethan. Denn statt eines leichtfertigen, üppigen Weibes sah ich vor mir eine sittsame Jungfrau in schwarzem Kleide, das prächtige Haar schlicht in die Stirn gekämmt und im Nacken zusammengeknotet, auch keinerlei Malerei im Gesicht, weder Weiß noch Rot. Wie ich jedoch immer noch vor ihr stehe und sie schweigend anstaune, wird sie bald bleich, bald wie mit Gluten übergossen.

Ich hatte bis dahin kein Wort geredet und es fiel mir auch vor lauter Verwunderung gar nichts ein, so daß ich froh war, als die Donna zu sprechen begann,

immer mit derselben leisen Stimme und demselben sittsamen, demütigen Wesen:

„Setzt Euch, guter Bruder, und verschmäht nicht, an meinem Tische etwas Trank und Speise zu nehmen. Ich habe nur aufgetragen, wovon Ihr genießen dürft. Dieser Fisch ist heute früh frisch aus Anzio gekommen, und ich selber habe ihn gebraten, nicht im Fett, wie Ihr vielleicht denken mögt, sondern in Oel. Und die Pfirsiche sind aus dem Garten meiner Tante, einer guten, redlichen Frau, die am Monte Mario eine Vigna besitzt. Ihr Mann ist tot und sie hat keine Kinder. Ich habe ihr durch meinen schlimmen Lebenswandel viel Herzeleid bereitet, denn sie liebt mich von Herzen. Ich durfte aber nicht mehr zu ihr kommen. Als ich nun Euch erwartete, ging ich zu ihr, erzählte ihr von Euch und ließ mir für Euch diese Früchte geben. Segne sie Euch der Herr! Und der Wein ist aus Frascati: Rosso asciuto. Ich dachte: Ihr möchtet ihn lieber trinken als den süßen. Nun aber bitte ich Euch: setzt Euch, nehmt und eßt.“

Sie trat geschäftig zum Tisch, rückte an den Speisen, an Teller und Glas — obgleich alles in zierlichster Ordnung war; schnitt Brot ab, suchte nach dem besten Stück Fisch, legte es auf den Teller, schenkte Wein ein. Dabei plauderte sie:

„Ich habe es Euch wohl angemerkt: ich meine, daß die Ninetta Euch von Herzen zuwider ist. Sie ist aber ein treues Geschöpf und hat große Barmherzigkeit an mir geübt. Ihr müßt nämlich wissen, daß meine Eltern starben, als ich noch ein ganz kleines Ding war. Es ist mir häufig ein rechter Jammer gewesen, daß ich von meinen Eltern nichts weiß; besonders, daß ich meine Mutter nicht gekannt habe. Ich soll ihr gleichen. Die Ninetta ist die Gevatterin meiner Mutter, welche aus Subiaco gebürtig war. Meine Tante, die rechtliche Frau, von der ich Euch erzählt habe, brachte mich, als meine Eltern beide in einer Woche am Fieber starben, aus Rom nach Subiaco; denn sie selbst konnte mich nicht bei sich behalten. Ich habe sie erst gesehen, als ich später mit der Ninetta nach Rom kam; immer nur in aller Heimlichkeit. Denn damals lebte ihr Mann noch, vor welchem ich verborgen bleiben sollte; ich weiß auch nicht, warum. Als ihr Mann starb, wollte sie mich zu sich nehmen an Kindesstatt. Aber da war ich bereits schlecht geworden.

„Wart Ihr in Subiaco? Nein? Geht einmal hin. Dort ist es schön.

„Als ich sechzehn Jahre geworden, brachte die Gevatterin mich her, fort aus Subiaco. Das war ein Jammer! Ein ganzes Jahr war ich krank; vor Sehnsucht,

wißt Ihr, vor Heimweh! Auch noch lange Zeit nachher, als ich schon — — Was wollte ich doch sagen? Richtig, von der Gevatterin: Sie ist so schlecht nicht, wie Ihr denken mögt, sie ist eine gute Christin, eine viel bessere als ich. Sie geht alle Tage zweimal in die Messe, betet fleißig und spendet reichlich Almosen. Ich bete gar nicht, ich bin eine große Sünderin. Ach ja, die Ninetta! Sie soll Euch durch ihren Anblick kein Aergernis bereiten, ich habe ihr verboten, in die Kammer zu kommen. Sie hält auch große Stücke auf Euch. Das darf Euch indessen nicht kränken. — Aber Ihr kommt ja nicht zum Tisch!"

Sie schaute auf, sah mich noch immer an der Thüre stehen und sagte noch leiser:

„Seit länger als einer Woche habe ich jeden Tag für Euch den Tisch gedeckt und dort auf dem Altar die Kerzen angezündet. Nun seid Ihr gekommen und nun sollt Ihr mir diesen Raum durch Eure Gegenwart weihen, mehr, als es durch das Madonnenbild dort geschieht; denn hier habe ich gesessen und an Euch gedacht; mehr, als an Gott und seine Heiligen. Und ich bitte Euch herzlich —".

Aber sie stockte, sah mich starr an, wurde bleich und bleicher, begann am ganzen Leibe zu zittern und drückten sich auf ihrem schönen weißen Antlitz Angst und Schrecken aus.

Ich sagte mit tiefem Ernst und großer Traurigkeit: „Ich kann mich nicht an Eurem Tische niedersetzen und von Eurem Brote essen; denn es haftet daran von Eurer Schande und würde mir der Gedanke daran jeden Bissen vergällen.“

Da brach das sündige Weib in Thränen aus und begann zu schluchzen; nicht laut, sondern so leise, daß ich kaum einen Ton vernahm, aber dermaßen heftig, daß es ihren Leib schüttelte wie in Fieberschauern. Sie schlug beide Hände, von denen sie allen Schmuck abgethan, vor ihr Gesicht und es war, als würde sie von ihren Thränen zu Boden gezogen. Sie glitt nieder, kauerte auf der Erde und zwar so, daß ihr Kopf beinahe auf die Steine zu liegen kam; doch hörte ich sie auch jetzt weder schluchzen noch weinen, sondern sah es nur; was viel schrecklicher war, als wenn ich es gehört hätte.

Eine Weile ließ ich sie gewähren. Alsdann ging ich hin, wo sie so jammervoll lag, neigte mich herab und sprach leise zu ihr: was mir gerade in den Sinn kam. Als ich nichts mehr zu sagen wußte, schaute ich schweigend mit zerrissenem Herzen auf sie herab. Plötzlich begannen auch meine Thränen zu fließen, unaufhaltsam und so schmerzlich, wie ich sie nicht vergossen hatte, seitdem ich ein Kind war; und obgleich ich vor

Scham beinahe vergehen wollte, konnte ich doch nicht anders.

Kaum hörte sie das, als sie die Hände vom Gesicht that, sogleich stille ward und mich, der ich auf einen Stuhl gesunken war, mit einer Miene unsäglicher Trauer anblickte. Sie erhob sich, trat zu mir, nahm mein Haupt in ihre Hände und, wie ich vorhin zu ihr gesprochen, so sprach sie nun leise zu mir: als wäre ich ein krankes Kind und sie eine Mutter. Ich aber war so durchwühlt von Weh und geheimem Leid, daß ich alles mit mir geschehen ließ. Als ich mich endlich wieder auf mich besann, fand ich mein Haupt ruhend an der Brust der Buhlerin, die neben mir kniete und immer noch zu mir raunte; leise, ganz leise, als wollte sie mich an ihrem Herzen in Schlaf singen.

Sanft löste ich mich von ihr, erhob mich, wagte kein Auge aufzuschlagen, ging schwankenden Schrittes zum Fenster, öffnete es. Wie ein silberner Schleier schlug die leuchtende Mondnacht mir entgegen.

Ich regte mich nicht, atmete den Wohlgeruch, der aus dem Gärtchen drunten aufstieg, lauschte auf das Rauschen des Brunnens und schaute zu, wie die Mondstrahlen im Wasser spielten und alsdann auf den weißen Rosen ausruhten.

Ich hörte sie sagen:

„Seitdem Ihr von mir gegangen, hat kein Mann mich berührt. Wenn Ihr wolltet, Ihr könntet auch diesen sündenvollen Leib weihen, daß er rein würde wie der Leib einer Seligen.“

Ohne mich umzuwenden, fragte ich:

„Wie könnte ich das?“

Sie schwieg und seufzte nur. Lange waren wir still; darauf sagte sie:

„Ihr habt recht. Laßt mich in meinen Sünden verharren und beflecket Euch nicht mit mir. Mir ist wohl doch nicht mehr zu helfen.“

Nun wandte ich mich zu ihr, schaute sie an und sprach:

„Helft Ihr mir in dieser Stunde, und Ihr werdet Euch selber helfen.“

Sie blickte starren Auges auf mich, in dem eine sündige Lust erwacht war, welche mehr und mehr Gewalt über mich bekam, daß es allein von ihrem Willen abhing, mich an Leib und Seele zu verderben. Denn sie stand vor mir mit dem Antlitz jener Myrrha, und beinahe auch mit dem Liebreiz derselben. Ein Blick von ihr, eine Bewegung, ein Seufzer — und die Todsünde wäre begangen worden.

Wir standen und schauten aufeinander und mochte sie alles lesen, was in meiner Seele vorging. Sie

wurde noch bleicher, ein Schauer schüttelte sie. Darauf begann sie zu lächeln; zuerst etwas mühsam und wehmütig, dann aber ging es über ihr schönes Antlitz wie ein heller Strahl. Sie nickte mir freundlich zu, trat an den Tisch, nahm den Teller mit den Früchten und sagte mit heller, beinahe freudiger Stimme:

„Sie sind aus der Vigna meiner Tante, die ein ehrliches Weib ist; Du magst getrost davon essen.

Und sie reichte mir einen Pfirsich.

Ich nahm die Frucht und aß sie. Ich aß aber auch von dem Brote und dem Fisch und trank von dem Wein. Sie bediente mich geschäftig und hatte dabei eine Miene stiller Glückseligkeit. Als sie mich mit allem versehen, setzte sie sich, nachdem sie den Stuhl vom Tisch abgerückt, mir gegenüber und schaute mit einer überaus lieblichen Freude zu, wie ich aß, weshalb ich mich denn bemühte, möglichst viel zu genießen. Zuweilen sprang sie auf, mir etwas zu reichen, wie sie mir auch von den Früchten die herrlichsten aussuchte. Vor allem lobte ich den Fisch, den sie selber bereitet hatte.

Wiederum plauderte sie:

„Wo ich zu Hause bin, in Subiaco, dort haben nahe dabei die Benediktiner reiche Klöster. Das ist eine Herrlichkeit! Die Santa Scholastika ist groß wie eine Stadt. Aber noch schöner ist das Kloster von der

heiligen Grotte, welches höher am Berge hinauf liegt. Ehemals war daselbst eine wilde Höhle; darin hat der heilige Benediktus gehaust, viele Jahre lang! Fromme Hirten haben ihm durch eine Oeffnung im Felsen von hoch herab das Essen niedergelassen und zwei Raben sind in der Wildnis seine Freunde gewesen. Aber einmal kam eine Versuchung über den heiligen Mann. Da zog er sein Gewand aus und warf sich nackten Leibes in die Dornen, die vor seiner Höhle wuchsen, hoch über einem schrecklichen Abgrund. Darauf geschah es, daß aus den Dornen dornenlose Rosensträucher wurden. Die Rosen des heiligen Benediktus blühen heute noch bei Subiaco auf dem Berge. Und wer sie frommen Herzens pflückt, an dem vollbringen sie Wunder.

„Man muß nur daran glauben.

„Als die Gevatterin Ninetta mit mir nach Rom gehen wollte, stieg ich am letzten Tag zum Kloster der heiligen Höhle hinauf, betete von Herzen und bat einen Bruder, mich in Sankt Benediktus' Rosengärtlein einzulassen. Er ging mit mir hinein und ich durfte mir drei Rosen pflücken: eine Knospe, eine Blüte und eine halb verwelkte Blume. Die drei Rosen nähte ich in ein Säcklein, das ich an einer Schnur um den Hals trug, gerade über dem Herzen.

„Getröstet zog ich mit der Gevatterin fort aus

meiner Vaterstadt, nach Rom, von ganzem Herzen glaubend, daß mir nichts geschehen könnte, weder an Leib noch Seele.

„Was half mir mein Glaube —“

Sie winkte mir, der ich reden wollte, zu schweigen, stand auf, ging zum Tisch und holte aus einem Kästchen ein Säcklein hervor.

„Das ist mein Glaube, verwelkt und verdorrt.“

Sie nahm ein Messer, schnitt das Säcklein auf — verwelkte Blätter fielen heraus.

Sie sagte noch einmal:

„Das ist mein Glaube.“

Darauf schüttete sie den Inhalt des Säckleins auf die Hand und streute die verdorrten Rosen zum Fenster in die Mondnacht hinaus, dabei wiederum sprechend, laut und feierlich:

„Das ist mein Glaube!“

Sie wandte sich zu mir.

„Der heilige Benediktus ließ meinen Glauben verwelken und vergehen — kannst Du ihn wieder aufblühen lassen?“

Bevor ich auf diese absonderliche und sündhafte Rede antworten konnte, vernahmen wir im Hause laute Stimmen; ein Weib und ein Mann stritten miteinander. Das Weib zeterte und auch der Mann schien in heller

Wut zu sein. Was aber die beiden so heftig zu reden hatten, verstand ich nicht.

Die Donna stand und lauschte, ihre Mienen veränderten sich gänzlich, ihr Blick wurde finster und drohend und sie atmete schwer. Sie flüsterte mir zu:

„Bleibe ganz ruhig.“

Darauf schlich sie zur Thür, schob leise den Riegel vor und drängte, um besser hören zu können, ihren Leib an das Holz. Nun wurde die Thür der nächsten Kammer aufgerissen, die beiden traten hinein, die Gevatterin schalt und lamentirte aus voller Kehle. Der Galan schien sich nicht daran zu kehren, wollte unsere Thüre öffnen, fand sie verschlossen, pochte und rüttelte daran, stieß mit den Füßen dagegen und geberdete sich wie unsinnig. Er rief:

„Ich weiß, daß Du drinnen bist und Dir von dem Mönch Buße predigen lässest und ich lasse darum Deine Seele zusammen mit Deinem pfäffischen Buhlen zur Hölle fahren.“

Ich wollte auf diese schändliche Rede erwidern, sie aber beschwor mich mit einer Geberde inständigen Flehens, zu schweigen; darauf trat sie von der Thür zurück und sagte laut und gelassen:

„Ich bin hier drinnen und höre Euch, Prinz Salviati, gleich einem Wahnsinnigen toben und rasen.

Ich bin auch heute allein, werde Euch indessen auch heute nicht öffnen und auch morgen nicht, solltet Ihr morgen wiederkommen, und so keinen Tag. Denn ich hasse und verachte mich, daß ich Euch angehört habe. Thut nun, was Ihr wollt."

Der Prinz hörte auf zu pochen und zu rütteln, fuhr aber fort zu toben und zu fluchen, worauf die Donna nichts mehr erwiderte. Nun begann der abgewiesene Liebhaber zu drohen: er würde sie aus der prächtigen Wohnung jagen, ihr die Karosse, die Juwelen und seidenen Kleider nehmen lassen, wenn sie ihm nicht sogleich öffne und ihm von neuem angehören wolle.

Auch darauf erwiderte die Donna nichts. Sie stand und blickte auf die Thüre, als sähe sie dort den Prinzen; und ihre Augen sagten ihm: „Ich habe nichts mehr mit Dir gemein."

Jetzt bat der Prinz, bettelte, flehte; er seufzte, ächzte, weinte — — Ach, ich hatte bis dahin nicht gewußt, wozu Leidenschaft und Begierde einen Menschen bringen können; wahrlich bis zur Sinnlosigkeit! Auch wird der Mensch dadurch gänzlich zur Bestie.

Die Donna blieb still und stumm.

Endlich ging der Prinz, von der lamentirenden Gevatterin hinausbegleitet.

Die Donna atmete tief auf und sagte:

„Dieser ist noch nicht zwanzig Jahre alt und ward für das Kloster erzogen; denn er war ein jüngerer Sohn. Aber seine beiden Brüder starben plötzlich. Nun ist er Fürst und Herr. In einigen Monaten nimmt er eine Gemahlin, die er noch gar nicht gesehen hat. Ich soll nahe seinem Palaste wohnen. Aber er liebt mich nicht; es ist etwas ganz anderes, was ihn immer wieder zu mir bringt. Indessen davon weißt Du nichts, davon sollst Du auch niemals etwas wissen.“

Nein, davon wußte ich nichts; aber ich verstand es; plötzlich verstand ich's.

Die Donna ging zu dem kleinen Altar, nickte mir schwesterlich zu und sprach zu mir herüber:

„Hier wollte ich mit Dir beten, nachdem ich Dich geküßt hatte. Nun ist's mit Gebet und Kuß vorbei. Aber lassen thu ich Dich doch nicht.

„Sei ruhig und fürchte Dich nicht, wenn ich jetzt die Kerzen lösche. Er wird auf den Hof kommen und daselbst so lange warten, bis er Deinen Schatten erspäht hat; versichert er sich aber, daß Du da bist, so kann es Dir schlimm ergehen. Ninetta verrät Dich nicht; denn sie hofft, daß Du für sie beten wirst. Ach, Lieber, was ist's für eine Welt!“

Sie löschte die Kerzen und es ward die Kammer von den Mondesstrahlen durchleuchtet. In ihrem

schwarzen Gewande glich sie einer Schattengestalt; aber es glänzte ihr weißes Antlitz und ihr lichtes Haar.

Nach einer langen Weile wollte ich gehen; doch sie sagte:

„Du mußt die Nacht über hier bleiben, sonst gehst Du in Deinen Tod. Der Prinz lauert auf Dich, und mit Dir würde auch ich sterben. Jetzt thu, was Du willst.“

Da blieb ich.

Sie kam auf mich zu:

„Nun will ich Dir alle meine Sünden bekennen und Du sollst sie mir alle vergeben.“

„Das kann ich nicht.“

„Warum kannst Du es nicht?“

„Ich bin kein Priester.“

„Wenn es nur das ist —“

„Wie?“

Sie aber sagte noch einmal:

„Du sollst mir alle meine Sünden vergeben, oder ich will verdammt sein in Ewigkeit.“

Aber ich vergab ihr —

VI.

Sie schob den Riegel zurück und ging mit mir aus der Kammer. In dem andern Gemache brannte noch die Lampe; das Oel war beinahe aufgezehrt und dem verlöschenden Docht entstieg ein dichter Qualm. Der erste Schimmer des grauenden Tages fiel ins Zimmer und mischte seinen fahlen Schein mit dem rötlichen Lampenlicht.

Am Tische hockte eingeschlafen die Ninetta; in beiden Händen den Agnus, im Schoße ein aufgeschlagenes Traum- und Tombolabuch. Sie schnarchte mit weit offenem Mund; und schaute das Weib dermaßen des Teufels aus, daß ich beim Vorübergehen das Kreuz schlug: nicht zu meinem Schutze, sondern zum Schutze für die, welche ich bei der Kupplerin zurückließ.

Die Donna sah es, blieb stehen und sagte, zu mir gewendet, mit lauter Stimme:

„Darum sorge Dich nicht. Diese hat länger keine Gewalt über mich.“

Von dem lauten Sprechen erwachte die Alte, riß ihre Eulenaugen auf, sah uns beide stehen und begann, noch halb im Schlafe, ein schreckliches Lamento über den pfäffischen Liebhaber, um dessentwillen die Donna den Principino nicht mehr zu sich ließe. Auch forderte sie von mir statt des Kuppelgeldes, daß ich sie ihrer Sünden los und ledig spräche, für ihre Seele bete und ihr bei jedem Besuche glückbringende Nummern für die Tombola sagte.

Dabei fiel ihr ein, was sie geträumt hatte; von einem roten Mond, der von einem weißen Wolf gefressen wurde. Und um es nicht wieder zu vergessen, suchte sie eiligst in ihrem Buche nach dem Zeichen des Mondes und des Wolfes, um darnach für die nächste Tombola die Nummern zusammenzusetzen.

Während das Weib die schmierigen, zusammengeklebten Blätter auseinander zerrte, fuhr sie fort, über den neuen Galan ihrer Schönen zu jammern. Nun hätte ich wohl dagegen reden sollen, und ich wunderte mich über mich selber, daß ich keine Lust in mir verspürte, wider eine solche Verleumdung zu eifern, auch nicht einmal um der Donna willen. Wir standen beide stumm da und schauten uns an, nicht etwa in Scham, sondern — ach, ich vermag es auch nicht zu sagen! Sie hatte wiederum auf ihrem schönen Gesicht ein Leuchten, wie

von einem Schein aus ihrer Seele; so daß ich jetzt ohne jedes Grauen und Herzeleid sah, wie sie in ihrer Schönheit jener Myrrha glich.

Unter dem Gezeter der Alten rief mir die Donna zu:

„Komm fort!"

Sie ergriff die Lampe, nahm aus dem Haar einen silbernen Pfeil, zog damit den Docht der verlöschenden Leuchte mehr hervor und begleitete mich hinaus.

Bei der Stiege angelangt, begehrte ich von ihr, umzukehren: ich könnte meinen Weg nun allein finden und das Haus stände des Nachts offen. Sie aber schüttelte den Kopf und bat:

„Laß mich mit Dir hinuntergehen; nur bis auf die Gasse — nur bis auf den Hausflur."

Ich merkte wohl, daß sie immer noch an den Principino dachte und hätte sie gar zu gern verhindert, mit mir zu gehen. Aber sie bestand darauf. Wir stiegen also miteinander die Treppe hinunter; sie mit der Lampe voraus, jede Stufe beleuchtend und bisweilen zu mir emporschauend, mit einem Blick und einer Miene, als wäre sie glückselig, mir dienen zu dürfen. Und ist nicht zu sagen, welch ein Anblick das war: aus der Finsternis ihr schönes Antlitz auftauchend, übergossen von den Gluten der Lampe.

Unten löschte sie das Licht, raunte mir zu, zurückzubleiben und wollte zur Thür, um hinaus auf die Gasse

zu spähen. Aber ich war bereits vor ihr dort, daß sie nichts davon gewahrte, wie jemand im schwarzen Mantel hastig in den Flur des gegenüberliegenden Hauses zurückwich und daselbst in der Dunkelheit verschwand. Als sie darauf heraustrat, war die Gasse einsam, kein Mensch zu sehen, so aufmerksam sie auch um sich spähte; und ich hütete mich wohl, ihr etwas zu verraten. Dennoch ward sie von einer jähen Furcht befallen, und sie bat mich inbrünstig:

„Geh nicht! Komm wieder mit mir hinauf! Warte bei mir, bis es vollends Tag geworden und Leute auf der Gasse sind. Es geschieht Dir gewißlich ein Unglück. Ich flehe Dich an; komm hinauf und schlafe noch einige Stunden. Ich bette Dich in der Kammer, wo Du mir gnädig gewesen, und wo Du schlummern wirst wie in einem Heiligtum. Also komm!“

Dagegen weigerte ich mich mit großer Entschiedenheit. Sie aber fuhr fort, mich flehentlich anzugehen:

„Laß mich wenigstens mit Dir gehen! Siehe, Du bist ja gütig. Verbiete mir nicht, Dich ein Stück Weges zu geleiten.“

Ich schalt sie leise aus und forderte von ihr, sich augenblicklich in ihre Wohnung hinaufzubegeben.

Sie hörte mich demütig an, darauf bat sie:

„Ich will hinter Dir hergehen, fünfzig Schritte und mehr, nur laß mich in Deiner Nähe sein.“

Ich gebot ihr heftig, sich nicht an meine Fersen zu hängen und ihre junge Sittsamkeit nicht dadurch noch schändlicher zu machen, als ihre Lasterhaftigkeit gewesen, daß sie einem Mönch auf der Gasse nachschlich. Diese grausamen Worte ließ sie ohne Widerrede über sich ergehen, seufzte tief auf, stand hilflos da gleich einem gescholtenen Kinde und es rannen ihr Thränen die Wangen herunter.

Ich sagte:

„Lebt wohl, Donna."

Sie aber drückte beide Hände gegen ihre Brust, als empfände sie dort einen übermächtigen Schmerz, und stammelte:

„Welch ein Wunder hat sich mit mir begeben?" Und noch einmal: „O, welch ein Wunder!" Und alsdann in zitternder Angst: „Wann kommst Du wieder? Schwöre mir zu, daß Du morgen wieder kommst."

Ich warf einen Blick nach dem gegenüberliegenden Hause und dachte: Du darfst ihr wohl verheißen, morgen wieder zu kommen.

Das that ich denn auch, wofür sie mir dankte, als ob ich damit ihr Leben gerettet.

Endlich schied sie von mir, zuversichtlich und freudig. Ich rief ihr nach; ich würde vor dem Hause stehen bleiben, bis ich sicher wüßte, daß sie hinaufgegangen. Nun beeilte sie sich.

Ich hörte, wie sie die Stiege hinauflief, in ihre Wohnung trat und die Thüre hinter sich zuschlug. Mich langsam entfernend, dachte ich:

Dieses Weibes Seele ist nun für immerdar errettet und erlöst. Wohl ist es ein Wunder. Aber nicht du hast es vollbracht, auch nicht der Himmel, sondern eine ganz andere Macht, die freilich auch göttlich ist.

Ich ging die schmale Gasse langsam hinunter, der Rotonda zu und war bald in tiefe Betrachtung versunken:

Also jetzt mußt du sterben — von Mörders Hand! Sicherlich schleicht er bereits hinter dir her, faßt bereits nach seinem Dolch, der es mit dir zu Ende bringen soll. — — Wolltest du nicht leben bleiben, um den wahren, vollen Glauben zu erlangen und alsdann jene Myrrha zu erretten und zu erlösen, wie dieses Weib erlöst und errettet ward? Und jetzt bist du bereit, aus dem Leben zu gehen, ohne der in Ewigkeit verdammten Seelen aller deiner Geliebten zu gedenken? Wofür alles Herzeleid, das du über deine Eltern und über dich selber gebracht hast? Du hättest für sie glückselig leben können und du willst jetzt um eines Weibes willen, das eine Buhlerin war, unselig sterben?

Solltest du dir nicht gebieten, dein Leben vor dem Dolch des Mörders zu retten?

Nein!

Denn du würdest dich doch niemals in diesem Wirrwarr des Daseins zurechtfinden, doch niemals den wahren, vollen Glauben erlangen, doch niemals ein christlicher Christ sein — doch niemals die Seelen der Deinen erlösen.

Also stirb!

Allein du hast als Christ die Taufe empfangen, wirst daher als Christ auferstehen, kannst daher als Christ selig werden — allein selig.

Sei getrost — das wird nicht geschehen.

Du wirst verdammt werden, wie deine Geliebten, ewig verdammt; denn du stirbst mit einer Todsünde auf dir: du fordertest von dem Weibe, welches die Züge jener Myrrha trägt, dir zu helfen, die Prüfung zu bestehen, und du hättest doch die Prüfung lieber nicht bestanden.

Du wärest gern diese eine Nacht in den Armen der Buhlerin selig gewesen — um dafür auf ewig unselig zu werden.

Und es wurde die Todsünde dieses Verlangens von dir empfunden, ohne Scham, ohne Reue — —

Ich begegnete einem Manne, ließ ihn an mir vorüber, hörte seine Schritte sich mehr und mehr entfernen und auf dem Pflaster verhallen. Dann ward es still.

Aber nicht lange, und ich vernahm von neuem Schritte: hinter mir, vorsichtig, schleichend.

Das waren die Schritte meines Mörders.

Ich ging ruhig weiter, nicht schneller, eher langsamer.

Aber die Schritte kamen nicht näher. Sollte der Mann feige sein? Es war ja doch wohl ein gedungener Mörder. Diese pflegten es rasch abzuthun.

Ich kam zu einem Marienbild, eine Lampe brannte davor und darunter war zum Niederknieen ein Bänklein angebracht. Es war, als weise der Himmel selbst mir den Weg, wie ich mein Leben erhalten könnte. Denn wäre ich jetzt vor dem Heiligtum niedergekniet und hätte daselbst so lange im Gebet verharrt, bis die Gasse sich mit Menschen gefüllt, so wäre ich für diesesmal wohl dem Dolche des Mörders entronnen; denn schwerlich, daß der Mann mich im Gebet getötet hätte. Aber ich fühlte in jenem Augenblick gar kein Bedürfnis nach Gebet oder Andacht, sehnte mich auch gar nicht darnach, solches zu fühlen. So ging ich denn an dem Heiligtum vorüber.

Einen Augenblick später hörte ich den Schritt nicht mehr. Doch jetzt — jetzt kam er wieder, schnell und schneller! Jetzt war es Zeit, meine Seele dem Höchsten zu empfehlen, oder zum letztenmale die Heiligen anzurufen, Fürbitte für mich zu thun. Jetzt hörte ich den Schritt dicht hinter mir und jetzt — —

Ich schloß die Augen, drückte beide Hände auf die Brust, gedachte meiner Geliebten und sprach ihre heiligen Namen vor mich hin:

„Vater — Mutter — Mose — Myrrha — —“

Da fühlte ich einen glühenden Schmerz, nahe dem Herzen, ganz kurz und gar nicht so besonders schrecklich. Dann ein Schwindel wie ein Wirbel, wie ein Versinken in einen schwarzen, unergründlichen Abgrund und dann — fühlte ich nichts mehr.

VII.

Meine Glieder waren schwer und wie starr, ich konnte mich nicht regen; schwer und wie starr war mein Haupt, ich konnte es nicht heben. Auch meine Augen vermochte ich nicht zu öffnen. Ich hörte Vogelgesang, Zwitschern und Pfeifen, leises Flöten und lautes Jubiliren. Ich erkannte jede Vogelart an ihrem Gesang und nannte sie bei den Namen, die Myrrha ihnen gegeben und mich gelehrt hatte. Das war eine Amsel, dieses eine Blaudrossel; jetzt pfiff eine Rohrdommel und jetzt schlug eine Wachtel. Und welchen Lärm machten die Schwalben!

Fernes vieltöniges Glockengeläut mischte sich mit den Vogelstimmen. Darauf lauschend, schlummerte ich nach einer Weile ein, Gesang und Glockenton bis in meinen Traum hinein hörend. Alsdann weckte mich das Krähen eines Hahns.

Es war wirklich ein Hahn gewesen, der gekräht hatte.

Und Tauben gurrten!

Nun versuchte ich meine Augen zu öffnen, schloß sie indessen sofort wieder, denn eine Welle von Glanz floß mir entgegen. Zugleich verspürte ich einen starken Wohlgeruch von frischen Steppenkräutern, als läge ich wie ehemals auf einem Grabhügel an der Via Appia, mitten unter Lavendel und blühender Menthe.

Ueber diese Vorstellung erschrak ich so sehr, daß ein Schauer mich durchrieselte und ich heftig atmen mußte. Dies verursachte mir in der Brust einen stechenden Schmerz, welcher mich zur Besinnung brachte. Aber noch — obgleich ich jetzt meine Augen weit offen hatte — glaubte ich zu träumen, oder sonst etwas zu erblicken, was nicht Wirklichkeit war.

Denn ich fand mich in einem hellen Stüblein im Bette liegen und mit weißen Tüchern zugedeckt. Und als ich mein Haupt ein weniges dem Lichte zuwandte — sehr viel vermochte ich nicht — blickte ich durch ein geöffnetes Fenster in einen Wirrwarr von durchleuchteter Reben, welche eine Menge blauer und goldigheller Trauben trugen.

Wie ich so mit offenen Augen dalag und alles voll Verwunderung betrachtete, ward leise die Thüre geöffnet und hereinkam eine ältliche Frau, gar sauber gekleidet, eine Witwenhaube auf und mit einem überaus

freundlichen und behäbigen Antlitz. Diese würdige Matrone begab sich ans Fenster, woselbst sie sich niederließ und aus einem Korbe, der neben ihr stand, ihren Schoß mit scharlachroten Peperoni füllte, welche leuchtenden Früchte sie an einer Schnur zum Trocknen aufzureihen begann.

Nicht lange und viele große, schön gefiederte Tauben kamen geflattert. Sie setzten sich auf das Fenstersims, gurrten eifrigst, drehten die Köpflein, flogen sodann ins Zimmer und pickten an den roten Früchten, welche die Matrone als untauglich auf den Boden geworfen. Aber die Peperoni behagten den Täublein nicht. Die freundliche Frau zog ein Stück Brot aus der Tasche und streute es aus. Das war nun bessere Kost, welche die zutraulichen Vögel begierig aufpickten, wobei sie mit den Flügeln schlugen und sich zu einem bunten Haufen zusammendrängten.

Wie aber ward mir, als plötzlich vor dem Fenster, im Rahmen der Reben, ein wunderschönes bleiches Antlitz erschien: des Weibes mit der geretteten Seele. Sie schaute ins Zimmer und sogleich nach mir hin; zuerst ruhig forschend, alsdann in heftiger Bewegung. Sie beugte sich weit vor, zum Fenster hinein und sagte mit einer Stimme, darin es wie ersticktes Schluchzen klang:

„Ach, Tante, seht doch, ich glaube, er ist erwacht.“

Jetzt schaute auch die Matrone zu mir hin, sprang sogleich vom Stuhl in die Höhe, so heftig in ihrer Freude, daß sie den Korb mit den Peperoni umstieß, worauf die Tauben in großem Schrecken aufflogen, einige durch das Zimmer flatterten, andere zum Fenster hinaus. Im nächsten Augenblick stand die Donna im Zimmer und mit der Alten an meinem Bette und war es ein Glück über mein Erwachen, als wäre ich vom Tode erstanden.

Wie ich nun mit schwacher Stimme fragte, wo ich mich befände und was sich mit mir begeben hätte, begannen die beiden guten Frauen zu erzählen; die Matrone voll Eifers und in großer Redseligkeit, die Donna mitunter in die Rede der anderen ein Wort werfend, oder ihr auch nur mit einem Nicken, einem Lächeln beipflichtend.

Es hatte sich aber folgendermaßen mit mir zugetragen:

. . . Ich ward an jenem Morgen, nahe der Rotonda, auf der Gasse liegend gefunden und für tot aufgehoben. Da man mich davontrug, gewahrte man noch Spuren von Leben in mir und brachte mich eiligst zum nächsten Spital. Dort indessen wollte man mich nicht aufnehmen, man sollte mich in ein Franziskanerkloster schaffen. Darüber gerieten die Spitalleute in Streit

mit den Männern, die mich gebracht hatten und die sich weigerten, mich weiter zu tragen. Sie legten mich auf dem Flur des Spitals nieder und gingen ihrer Wege. Um mich kümmerte sich vorerst niemand.

Unterdessen verbreitete sich in der Gegend um die Rotonda und in der Via Campo Marzo das Gerücht, man habe in aller Frühe einen jungen Franziskaner erstochen gefunden, welcher Mord vermutlich aus Eifersucht begangen worden, als der Geistliche von seiner Geliebten gekommen.

Die blutige Begebenheit ward am Morgen auch der Donna erzählt, und ich lag noch nicht lange in dem Flur des Spitals, als ein junges Weib gelaufen kam und beim Pförtner unter strömenden Thränen fragte, ob dem Spitale kein verwundeter Franziskaner gebracht worden wäre? Der Mann erwiderte: im Flur läge einer, wenn er sonst noch lebe; und sei bis zur Stunde noch von keinem Kloster eine Anfrage ergangen. Was der Verwundete oder Tote sie angehe? Er sei wohl ihr Liebhaber?

Nein, ihr Bruder.

Und das Mädchen bat und flehte, man möchte ihr um Christi Barmherzigkeit willen ihren jungen Bruder herausgeben, damit sie ihn, wenn er noch lebe, pflegen könne; sei er aber bereits gestorben, so wolle sie ihn christlich begraben lassen.

Nun hätte man mich am liebsten ohne weiteres ausgeliefert; dennoch thaten sie, als läge ihnen daran, mich, sei es lebendig oder tot, zu behalten. Aber das Weib, das sich meine Schwester nannte, steckte ihnen Geld zu, und so überließen sie mich ihr, gaben ihr sogar noch Träger mit, die mich in das Haus des nächsten Arztes schafften. Was hier geschehen, erfuhr ich erst später: die Donna zahlte auch dem Arzt eine Summe Geldes. Dafür gelobte dieser Schweigen, untersuchte und verband meine Wunde und half meiner Schwester, mich spät am Abend heimlich aus der Stadt zu schaffen, vor die Porta del Popolo in die Vigna der Tante am Mario.

Dort lag ich drei Tage, ohne von mir zu wissen; jetzt war ich erwacht.

Ich sollte also wiederum leben, das Leben wiederum von neuem beginnen: als Christ, als Mönch, als Sünder, als falscher Priester!

Das goldene Tageslicht brannte mir gleich Flammen in die Augen, der Vogelgesang und die freudigen Stimmen der beiden Frauen, die mir das Leben gerettet, verursachten mir im Gehirn einen Schmerz, ärger als die Schmerzen in meiner Brust, nahe dem Herzen. Ohne den Samariterinnen für die Erhaltung meines Lebens zu danken, schloß ich die Augen, wandte das

Haupt mit Mühe ab und lag in einer Verzweiflung, tief wie ein Abgrund und dunkel wie das Grab, welches mir Gottes Barmherzigkeit verweigert hatte.

Ich weiß nicht, wie lange ich in solchen Qualen gelegen, als ich die Donna, wie aus weiter Ferne, mit unsäglicher Trauer sagen hörte:

„Ach, hasse nicht Dein Leben, welches auf Erden mein einziges Glück und meine einzige Hoffnung ist. Denke, was aus mir hätte werden sollen, wenn Du um meinetwillen auf der Gasse ermordet worden wärst! Ich hätte ja wieder morden müssen; denn eine Sabinerin rächt ihre blutigen Toten.“

Da mußte ich denken:

Wenn du allein durch dein bloßes Dasein irgend einem Menschen — und wäre es auch nur eine ehemalige Buhlerin — irgend welches Glück bereiten kannst, so ist dein Leben nicht dermaßen wertlos und unnütz, daß du wünschen dürftest zu sterben. Also lebe! Krümme dich in Qualen, aber lebe! Und zwar lebe, ohne den Himmel anzuklagen; denn dieser hat dir mehr gegeben, als Millionen anderen, die das Leben auch ertragen müssen.

Da wandte ich mich von neuem dem Lichte zu, rief leise die Donna, streckte ihr die Hand entgegen und sagte:

„Liebe Schwester, ich danke Dir.“

* * *

Das Nächste, was ich sprach, war:

„Ist zum Kloster geschickt worden?“

Clelia stand am Fenster und hing die an eine Schnur gereihten Peperoni daran auf; sie schien meine Frage nicht gehört zu haben, aber die Tante erwiderte für sie:

„Freilich ist zum Kloster geschickt worden, gleich am ersten Tag. Sie ist selber hingegangen.“

„Clelia?“

Sie mußte glauben, daß ich sie gerufen hätte; denn sie ließ ihre Arbeit und kam zu mir.

„Was soll ich?“

„Ihr selbst seid zum Kloster gegangen?“

„Ich selbst. Wir hatten niemand zum Schicken und für meine Tante war es zu weit.“

„Was sagtet Ihr den Mönchen?“

„Was zu sagen war.“

„Und sie?“

„Sie hörten mich an“

„Ja, aber was sagten sie?“

„Nicht viel.“

„Ist schon einer von den Brüdern hier gewesen?“

„Nein.“

„Wie, es hat noch niemand nach mir gesehen? Sie wissen doch, wo ich bin?“

„Ich sagte es ihnen.“

„Aber — —“

„Ihr müßt Euch ruhig verhalten. — — Die Mönche lassen Euch sicher bei mir. Sie wissen, daß Ihr am Leben seid und gut verpflegt werdet. Lieben thut im Kloster ja niemals einer den andern.“

Sie nahm den Korb, darin die Früchte gewesen, und ging damit aus der Kammer. Ihre Tante, die würdige Frau, schüttelte den Kopf hinter ihr drein, seufzte ein wenig, rückte den Stuhl an mein Bett und begann:

„Ist das ein wunderliches Geschöpf! Ihr Vater ist mein leiblicher Bruder gewesen; um den war's auch ein Jammer. Ich erzähle Euch wohl noch einmal davon. An der Clelia habt Ihr Großes vollbracht und muß es Euch allein deswegen gut gehen, auf Erden sowohl als im Himmel. Ihr tragt Euer geistliches Gewand in Ehren und werdet es bei so großer Tugend und Frömmigkeit sicher bis zum Bischof oder Kardinal bringen, wenn Ihr nicht gar heiliger Vater werdet. Wahrlich, Ihr bereitet Euren Eltern Freude über die Maßen und Eure Mutter muß stolz sein auf ihren frommen Sohn. — — Ich soll Euch nicht solche Dinge sagen? Nun, ich bin bereits still. Aber auch mir habt Ihr Wohlthaten erwiesen und auch ich möchte

mich dafür dankbar erweisen und das von ganzem Herzen.

„Denn obschon ich die Clelia nicht gleich meiner Tochter halten konnte, ist mir's doch, als hättet Ihr die Seele meines Kindes gerettet.

„Seht, ich übergab sie der Gevatterin ihrer toten Mutter zum Aufziehen nach Subiaco; denn in Rom ging es nun einmal nicht an. Alle Jahre ließ ich mir von jenem schändlichen Weibe, das ich für eine rechtliche Frau hielt, schreiben, wie es dem Mädchen ergehe. Liefen auch alle Jahre die Briefe ein: der Clelia gehe es gut, sie sei ein feines Kind und werde von Tag zu Tag schöner an Gestalt und Antlitz, gerade wie ihre Mutter gewesen.

„Dies war nun just nicht eben das, was ich dem Mädchen wünschte; denn des Mädchens Mutter ist lediglich durch ihre übergroße Schönheit an Leib und Seele zu Grunde gegangen. Indessen ich tröstete mich, daß die Clelia nicht minder das Kind meines Bruders sei, der ein überaus herrlicher Jüngling gewesen. Was hätte ich auch dabei thun sollen?

„Fünfzehn Jahre ging alles gut. Ich besaß einen wackern Mann, vor dem ich außer der Geschichte mit der Clelia keinerlei Heimlichkeiten hatte, das Kindchen sollte trefflich gedeihen und weil der Himmel mich nicht

mit Kindern gesegnet, hoffte ich im Herzen, trotz meines lieben, aber gestrengen Eheherrn, immer noch auf die Clelia als Tochter. Plötzlich kam die Ninetta nach Rom — mit der Clelia!

„Freilich war sie ein schönes Geschöpf und freilich sah sie ihrer Mutter gleich — der Dionizia Baldi aus Olevano, von deren Herrlichkeit man noch heutigen Tages in Rom redet und das nicht nur auf der spanischen Treppe und in der Via Margutta. Aber mit der Gevatterin, der Ninetta, führte ich ein lustiges Tänzchen auf! — Wer sie mit dem Mädchen gerufen hätte? Wie sie sich das unterstehen könnte? Ob sie nicht wisse, was für ein schlimmer Ort Rom für eine solche schöne Kreatur sei? Ihre Mutter sei daselbst schlecht geworden und tausend andere und viele würden es noch heute jeden Tag: schlecht und schändlich! Sogleich sollte sie mit dem Kinde wieder nach Subiaco zurück und sich nicht mehr in Rom blicken lassen!

„Die Alte lamentirte und schwatzte: Auch in Subiaco seien die Menschen schlecht. Man habe erfahren, wessen Tochter die Clelia sei, und diese könne es jeden Tag auf der Gasse zu hören bekommen. Und erst die Männer! Im ganzen Kirchenstaat stelle kein Vogeljäger so einer Palombella nach, wie in Subiaco die Männer der Clelia nachstellten. Da seien die Herren von

Subiaco, die Colonna. — — Nun, im ganzen Kirchenstaate wisse man, was die Colonna für Mädchenfänger wären. Vor denen sei keine sicher, vor denen könne kein Heiliger und keine Heilige ein Mädchen bewahren. Und gar eine so Wunderschöne! Aber auch die anderen seien nach der Clelia aus, wie der Fuchs nach den Trauben. Da sei besonders einer! Ein blutjunger, bildhübscher Mensch, ein Nachbarssohn, der zusammen mit ihr aufgewachsen, ein gewisser Terenzio Latini. Heilige Mutter Gottes — habe der für die Clelia ein heißes Herz! Gänzlich Feuer und Flammen! Es sei ein ansehnlicher Jüngling, der bereits sein väterliches Erbe angetreten und nach keinem auf der Welt zu fragen brauche. Aber für die Clelia sei er lange nicht ansehnlich genug, die könne mit ihrer Schönheit höher hinauf, die könne wohl gar eine Signora werden! Den Terenzio könne sie immer noch haben; denn so etwas von Liebe sei noch nicht dagewesen! Der junge Mensch wisse, wer und was die Mutter der Clelia gewesen, kümmere sich indessen nicht so viel darum und würde die Tochter der Dionizia Baldi auf dem Fleck heiraten, ohne einen Paol Mitgift. Aber, aber — —

„So schwatzte das schändliche Weib, und ich, dumme Kreatur, lasse mich beschwatzen, bringe die beiden in einem anständigen Hause unter, kann mich indessen im übrigen

nicht viel um sie kümmern — ich erzähle Euch wohl noch einmal, warum nicht. Denn damals lebte noch mein guter Mann, der in solchen Dingen sehr apart und rabiat war; und es war eben doch die Tochter der Dionizia Baldi! Nun, anfangs ging alles zum Besten, und wenn ich die beiden sah, hatte ich meine Freude an dem jungen, schönen Geschöpf. Sie ging fleißig mit der Ninetta zur Messe und Beichte und ein geistlicher Herr kam jeden Tag zu ihnen ins Haus. Aber noch fleißiger führte die Gevatterin sie im Corso und auf dem Monte Pincio spazieren, fuhr wohl gar mit ihr in die Villa Borghese. Alsdann schalt ich wiederum, alsdann lamentirte wiederum die andere, alsdann ließ ich mich wiederum beschwatzen von dem schlechten Weibe. Und der Himmel hatte auch kein Einsehen!

„Da fiel mein lieber Eheherr in seine lange Krankheit, von der er nicht wieder aufstehen sollte. Kaum hatte ich ihn begraben lassen, als ich zu der Ninetta schickte: sie sollte sogleich mit der Clelia zu mir kommen und bei mir bleiben. Aber das schändliche Weib ließ zurück sagen: sie und die Clelia würden bleiben, wo sie wären und woselbst es ihnen beiden gar gut gefiele.

„Ich also hin. Da wohnten die zweie, die Kupplerin und die Buhlerin, in einem überaus prächtigen Hause, welches einem Herzog oder einem Prinzen

gehörte. Ich konnte nicht einmal zu ihnen hineinkommen. Das war ein Jammer.

„Aber, was sollte ich thun?

„Dreimal lief ich hin und dreimal ward ich schimpflich behandelt und in Schanden vor dem Hause stehen gelassen — viele Stunden lang!

„Einmal traf ich die Clelia auf der Straße, hing mich an sie, weinte bitterlich und bat sie inständigst, mit mir zu kommen. Gerade so hatte ich mich einstmals auf der Gasse an ihre Mutter gehangen und ihre Mutter gebeten. Aber wie die Mutter mich nicht gehört und nicht mit mir gekommen, gerade so die Tochter. Da ließ ich sie — wie ich die Mutter gelassen; da verdarb sie vollends — wie ihre Mutter vollends verdorben. Nur daß die Tochter am Leben blieb, während die Mutter sich freiwillig einem blutigen Tode übergeben.

„Länger als ein Jahr sah und hörte ich nichts von der Clelia. Plötzlich — vor zwei Wochen war es — kam sie zu mir.

„Anstatt sie zu schmähen und zu verwünschen, mußte ich bei ihrem Anblick bitterlich weinen: sie war gar zu schön und dabei so schlecht und noch blutjung.

„Da sie mich so herzlich weinen sah, setzte sie sich nieder, seufzte und sprach endlich:

„‚Nicht wahr, Ihr kanntet meine Mutter?‘

„‚Freilich kannte ich Deine Mutter. Hätte Dein Vater das an Dir erlebt!‘

„Auf das hörte sie gar nicht. Am ganzen Leibe bebend fragte sie:

„‚Nicht wahr, Muhme, meine Mutter war nicht das gewesen, was ich bin?‘

„Was sollte ich dem armen Geschöpf darauf antworten? Ich konnte ihr doch nichts Schlechtes von ihrer eigenen Mutter sagen! Sie saß vor mir in einer solchen atemlosen Angst, als hinge ihr Leben von meiner Antwort ab. Ich fuhr fort zu schluchzen und sagte unter heftigen Thränen:

„‚Nein, Deine Mutter war eine wackere Frau.‘

„Da hättet Ihr dieses Gesicht sehen sollen; schier glückselig und ganz verklärt! Sie seufzte wiederum aus vollem Herzen, faltete die Hände, als ob sie beten wollte, sagte aber nur:

„‚Meine Mutter! Ach, meine Mutter!‘ Und nach einer Weile noch einmal nichts, als: ‚Mutter! Mutter!‘

„Ich trocknete eilig meine Thränen und fing an, eifrig in sie hinein zu reden: sie sollte an ihre Mutter denken, umkehren auf dem Wege des Lasters und — und was ich ihr eben alles sagte.

„Aber denkt Euch, daß sie zu allem lächelte, ganz still und heimlich vor sich hin. Ich wollte bereits zornig

werden und sie in aller ihrer Lasterhaftigkeit ihrem zeitlichen und ewigen Verderben überlassen, als sie in einem ganz besonderen Tone mit großer Feierlichkeit sagte:

„,Meine gute Tante, Buße hat ein anderer mir gepredigt. Nicht darum bin ich zu Euch gekommen, sondern um von Euch über meine Mutter zu hören. Denn mit der Ninetta kann ich darüber nicht reden; die darf einen solchen geweihten Namen, wie den meiner Mutter, gar nicht in ihren schändlichen Mund nehmen. Nun habt Ihr mir's gesagt, nun kann alles noch gut werden.'

„Damit stand sie auf, um wieder zu gehen. Ich wollte sie nicht fortlassen, bat und flehte, daß sie bliebe und der Sünde entsagte. Sie erwiderte:

„,Sobald ich in Eurem reinen Hause bleiben darf, komme ich zu Euch und flehe Euch alsdann an, mich aufzunehmen. Heute ist dafür noch nicht Zeit. Vielleicht morgen schon.'

„Darauf bat sie mich um einige Früchte aus meinem Weinberge: für einen jungen Mönch, der so gut und fromm und tugendhaft sei, daß er verdiene, von den Früchten des Paradieses zu genießen.

„Nach drei Tagen kam sie wieder und ward von mir mit hellem Jubel begrüßt. Sie sagte jedoch:

„,Es ist auch heute noch nicht der Tag, von dem

ich Euch gesagt habe; und ich komme nur, Euch nochmals zu bitten, mir von Euren Früchten zu schenken.‘

„Ich erkundigte mich:

„‚Haben sie dem guten Jüngling geschmeckt?‘

„Er hat sie gar nicht verzehrt; denn er war noch nicht wieder bei mir. Heute indessen kommt er gewiß. Bitte, gebt mir für ihn neue Früchte.‘

„Das that ich.

„Noch ein drittesmal kam sie und bat um Früchte: der Mönch sei immer noch nicht dagewesen; ich möchte Geduld mit ihr haben.

„Endlich mußte wohl der rechte Tag gekommen sein, denn sie kam und brachte Euch her und blieb mit Euch bei mir.

„Gleich in der ersten Stunde erzählte sie mir voller Freude: Ihr hättet von den Früchten gegessen und dieselben höchlich gelobt.

„Ja, es ist ein wunderliches Geschöpf!“

VIII.

Sie hatte einen solchen Jubel über mein gerettetes Leben, daß ich schließlich selber Freude daran empfand und dem Willen des Himmels fortan nicht länger Widerstand leistete. In der Sorgfalt für mich und der Pflege meiner schweren Wunde war sie von einer so lauteren Art, daß ich mich — auch wenn ich bedachte, was sie gewesen — solcher Samariterdienste gänzlich unwürdig fühlte. Ich mußte immer nur staunen, wie ihr Verlangen, mir Gutes zu erweisen, sie allerlei Dinge ersinnen ließ, welche mein Schmerzenslager mir beinahe in eine Freudenstätte verwandelten. So ließ ich denn die ehemalige Buhlerin Barmherzigkeit an mir üben, als könnte es gar nicht anders sein.

Ihre Tante hieß Filomela Gentili, und hatte ihre Stimme auch nicht gerade den süßen Wohllaut jener lieblichen Nachtsängerinnen, deren Namen sie führte, so war sie doch eine überaus wackere Frau, mit einem

mütterlichen Wesen gegen mich, welches mir häufig die Thränen in die Augen brachte.

Wenn die beiden Frauen am offenen Fenster saßen, durch welches der goldene Herbsttag bis zu meinem Bette leuchtete; wenn sie, mit einer häuslichen Arbeit beschäftigt, munter plauderten, die Tauben dazu kamen, die Schwalben zwitschernd vor dem Fenster hin und her schossen und der Wind leise die glanzvollen Blätter bewegte, dazwischen die reifenden Trauben hingen — das war dann Frieden!

Noch immer war vom Kloster niemand gekommen, um nach mir zu sehen. Am zweiten Tage fragte ich noch jede Stunde darnach, am dritten bereits weniger, am vierten gar nicht mehr. Am fünften Tage dachte ich jede Stunde mit Angst und Schrecken: jetzt kommen sie, jetzt holen sie dich! Und ich atmete erleichtert auf, wenn der Tag vorüber und niemand gekommen war. Alsdann bemühte ich mich, weder zu fürchten noch zu hoffen, sondern gar nicht daran zu denken. Und jetzt war der Frieden um mich her noch einmal so friedlich und heilig.

Sora Filomela achtete darauf, daß Clelia mir nicht immerwährend ihre Dienste erwies; sie schickte ihre Nichte in die Vigna, daselbst irgend eine leichte Gartenarbeit zu verrichten, Früchte einzusammeln, Gemüse zu

holen, Kräuter zu pflücken und zum Trocknen auf einen sonnigen Platz auszubreiten. Dergleichen kleine und anmutige Verrichtungen übten eine außerordentliche Wirkung auf die Donna aus und verstärkten den Eindruck von Jugend, Sittsamkeit und Bescheidenheit, den sowohl ihre Person als ihr Wesen von Tag zu Tag mehr machte. In ihren Augen brannte ein sanftes Feuer und ihre Lippen glühten beinahe so tief, wie sie geglüht hatten, da sie mit einer kirschroten Farbe bestrichen gewesen. Und wie kleidete sie das schlichte dunkle Gewand, mit keinem andern Schmuck daran, als irgend einer schönen, leuchtenden Blüte vor der Brust.

Jedesmal, wenn die Donna in der Vigna war, kam die treffliche Sora Filomela zu mir, rückte einen Stuhl an mein Bett, legte die fetten weißen Hände in den Schoß, seufzte ein weniges und schwatzte ein reichliches. Aber ich hörte ihr gern zu.

Gewöhnlich war von Clelia die Rede: wie alles gewesen, wie alles geworden, wie alles werden sollte.

Ach, wie alles werden sollte?!

Ich meinte dann, das sei doch nicht gar so schwer zu sagen: die Donna verabscheute ihren einstmaligen schändlichen Lebenswandel von Herzen und die Donna befand sich bei ihrer Tante, der trefflichen Sora Filomela, die sie fortan nie mehr verlassen würde. Aber

da war das Seufzen groß! Als ob damit genug gethan sei! Ein so junges Ding mit heißem Blute und Zeit ihres Lebens bei einer einsamen alternden Witwe — das würde alles Gute, was sich ereignet hatte, wieder zunichte machen. Ja, für ein paar Jährchen möchte es angehen, aber alsdann — — Ich freilich meinte: das könnte das ganze Leben hindurch so fortdauern. Das käme eben daher, weil ich eine solche christliche Unschuld wäre und so unmenschlich reinen Gemüts. Indessen — davon verstünde ich nichts.

Und so ging es weiter, daß ich ganz erschrocken war; weniger über den großen Unverstand, den ich haben sollte, als vielmehr darüber, daß es ausgemacht schien, die Tugend der Donna würde nur auf ein paar Jahre vorhalten. Ich fragte voller Angst, was denn daraus werden sollte, worauf die gute Dame von neuem ein gewaltiges Geseufz anhob: sie wisse es auch nicht, sie wisse nur, was sie wisse. Es wäre eben ein rechter Jammer; nämlich, daß gewisse Leute ein so ausbündig heiliges Leben führten. Andere wären auch fromm und gottesfürchtig, ohne deshalb so — nun eben so zu sein! Sie wollte deswegen keinen schelten, sondern jeden darum in Ehren halten; aber ein Jammer wäre es doch und obenein ein rechtes Unglück für das arme Geschöpf, die Clelia.

Erst in späterer Zeit habe ich begriffen, was die gute Frau mit diesen Reden meinte, und es treibt mir, wenn ich daran denke, noch heutigen Tages das Blut ins Gesicht, vor allem darum, daß selbst eine so treffliche Person, wie es die Sora Filomela in Wahrheit ist, einem Manne, der das Kleid Sankt Franziski trägt, dergleichen zumuten konnte, ohne es als Gotteslästerung und Schändung des Heiligen zu empfinden, sondern beinahe für eine natürliche und selbstverständliche Sache zu halten. Indessen bei jener Unterredung vermochte ich mir, wie ich berichtet habe, die Worte der wackeren Frau nicht zu deuten, scheute mich, sie zu befragen, drang dagegen von neuem in sie, mir zu sagen, was, ihrer Ansicht nach, im stande sei, ihre Nichte für Zeit ihres Lebens der Tugend und Sittsamkeit zu erhalten.

Da kam es heraus:

„Verheiratet sie an einen wackern Mann.“

Ueber dieses Wort erschrak ich heftig. Denn ich konnte mir nicht vorstellen, wie ein wahrhaft redlicher und braver Mann sich zu einer solchen Ehe verhalten würde, wo überhaupt ein redlicher und braver Mann für eine solche Ehefrau gefunden werden sollte. In meiner Verwirrung erwiderte ich:

„Ich soll Eure Nichte an einen wackern Mann

verheiraten? Wie vermag ich das zu thun? Auch redet Ihr gerade, als ob Eure Nichte sich so ohne weiteres von mir verheiraten lassen würde."

„Wenn Ihr es wolltet — ohne weiteres würde sie es thun, und das mit jedem, den Ihr für sie bestimmt. Dafür bürge ich Euch."

Worauf ich mit großem Ernst entgegnete:

„Gott verhüte, daß ich Euch das glauben müßte."

Sie jedoch blieb dabei:

„Wen Ihr der Clelia zum Mann gebt, den nimmt sie zum Mann."

Meine Bestürzung wuchs, und ich fuhr fort, dagegen zu reden: Wie ich überhaupt dazu käme, ein Mädchen zu verheiraten und gar die Clelia! Auch wüßte ich keinen Mann für sie, vermöchte also in dieser befremdlichen Angelegenheit nichts zu thun.

Aber Sora Filomela wußte einen Mann für ihre Nichte; es war noch dazu ein wahrhaft redlicher, braver Mann, eigentlich noch ein Jüngling. Und so verliebt in die schöne Person!

„Wer ist es?"

Es war der gewisse Terenzio Latini aus Subiaco, jener junge, wohlhabende Bürgerssohn, der auf eigenem Weinberg lebte, weder Eltern noch Angehörige besaß und seit seiner Knabenzeit eine glühende Leidenschaft für

die Clelia im Herzen trug. Sora Filomela hatte ihn mit eigenen Augen gesehen und sogleich großes Gefallen an ihm gefunden. Er war damals eigens von Subiaco nach Rom gekommen, um die Clelia zu erstechen, geberdete sich vor Liebe wie ein Verrückter, war indessen in allem übrigen ein überaus verständiger junger Mensch.

„Ihr müßt ihm schreiben, daß er jetzt die Clelia bekommen könnte, Ihr müßt es ihm sogleich schreiben; denn die Sache muß sogleich in Richtigkeit gebracht werden. Noch ist das Eisen heiß! Schmiedet das Eisen! Schreibt dem Terenzio! Schreibt ihm, er solle sogleich kommen und die Clelia zur Frau nehmen. Und ich sage Euch, er kommt sogleich und nimmt sie sich.“

„Weiß der junge Mensch, was sich mit der Clelia begeben hat, seitdem sie aus Subiaco fort ist?“

„Warum sollte er es nicht wissen?“

„Sonst müßte es ihm gesagt werden.“

„Wie?“

„Sonst müßtet Ihr oder ich müßte es ihm sagen.“

„Nun ja — freilich — das würde dann wohl nichts helfen. Aber er weiß es gewiß. Indessen — Ihr mögt es ihm schreiben.“

„Das muß ich. Ob er jedoch auch alsdann noch kommen wird —“

„Ich sage Euch, er kommt sogleich, er heiratet die

Clelia sogleich. Wer so toll und verrückt vor Verliebtheit ist, wie dieser gute, liebe Mensch, der kommt in solchen Dingen niemals recht zur Vernunft. Das haben die Heiligen so eingerichtet. Entweder er heiratet die Clelia, oder er bringt sie um. Eines von beiden gibt es nur für den Terenzio, und ich sage Euch: er heiratet sie lieber, als daß er sie umbringt, der treffliche junge Mann! Ach, mein lieber Bruder, Ihr kennt die Männer eben nicht, Gott segne Euch darum. Der Clelia ihre Mutter hätte sich unter zwanzig Männern einen aussuchen können, und das war gar die Dionizia Baldi! Heiraten die Modelle von der spanischen Treppe, die den reichen Malern und Steinmetzen ihre Schönheit verkaufen, etwa nicht? Und sind sie etwa viel besser, als meine liebe, arme Nichte, welche obenein die Tochter der Dionizia Baldi ist?! Ihr versteht eben nichts davon. Aber das thut nichts. Schreibt nur dem guten Terenzio, schreibt dem lieben Terenzio alles. Der gute, liebe Terenzio kommt sogleich, heiratet die Clelia sogleich, denn er ist ein herrlicher Jüngling."

Nach dieser kräftigen Rede, welche die gute Frau um ihren Atem brachte, ging sie, ohne meine Erwiderung abzuwarten, und ließ mich in großer Verwirrung und Bestürzung zurück. Ich kannte jenen Jüngling nicht; da ich aber von ganzem Herzen sein Wohl und nicht

sein Verderben wünschte, so versuchte ich mich mit aller Inbrunst in seine Lage zu versetzen, was sich für einen Diener der Kirche und Jünger Sankt Franziski wenig ziemte, da sich dabei mein Geist in allerlei Vorstellungen verlieren mußte, die sehr irdischer und sündhafter Natur waren. Indessen mir half der Gedanke an die Wiedergeburt der Donna, mir half das herrliche und erhabene Vorbild, welches Jesus Christus der Menschheit mit jener Maria Magdalena gegeben, mir half anderes aus meinem eigenen Herzen, was unaussprechlich ist.

Nachdem ich die ganze Nacht schlaflos gelegen, gelangte ich zu folgendem Entschlusse:

Wäre ich jener Jüngling, ich würde die reuige Sünderin unbedingt zum Weibe nehmen, sie lieben und achten, als hätte ich sie von ihrer Mutter als unberührte Jungfrau empfangen.

Ich nahm mir vor, bereits am nächsten Tag an den braven Terenzio zu schreiben.

IX.

Bevor ich jenes Schreiben verfaßte und Sora Filomela zum Absenden übergab, ereignete sich etwas mit dem armen Weib, der Clelia, das mir sehr zu Herzen ging, und davon ich, wie von allem anderen, berichten will.

Meine Jugend erholte sich auch von diesem Uebel überaus schnell; bei der außerordentlichen Pflege, die man meinem Körper angedeihen ließ, heilte die Wunde rasch, und es ließ sich bereits die Zeit berechnen, wann dieselbe sich schließen würde.

Zu meiner nicht geringen Verwunderung und Bekümmernis machte ich die Wahrnehmung, daß, je schneller ich mich kräftigte, um so stiller und bleicher ward die Donna. Ihre Munterkeit und ihr glückseliges Gebahren verschwanden nach und nach, mehr und mehr nahm sie ein schweres und müdes Wesen an, daß sie zu erkranken schien, während ich gesundete. So sehr mich diese neue

Verwandlung betrübte, besprach ich dieselbe nicht mit der trefflichen Sora Filomela, wie auch diese darüber beharrlich zu mir schwieg; nur daß von Tag zu Tag ihre Seufzer zunahmen.

Ich sollte zum erstenmal aus dem Bette aufstehen, was ich nur mit Mühe vollbringen konnte. Denn ich war immer noch herzlich schwach und wollte mir doch bei Anlegen meines Gewandes nicht helfen lassen. Als ich nun nach meiner Kutte verlangte, brachte mir Sora Filomela, was ich anziehen sollte: nicht mein Mönchsgewand, sondern ein vollkommen weltliches Kleid. Sie sagte:

„Eure Kutte hat die Clelia aufbewahrt. Ihr könnt sie indessen unmöglich anziehen. Sie ist nämlich völlig von Eurem Blute getränkt und steif und hart wie eine Büffelhaut; überdies von dem Arzt, der Eure Wunde untersuchte und verband, von oben bis unten zerschnitten. Auch wird das absonderliche Geschöpf, meine Nichte, das blutige Gewand nicht herausgeben wollen; denn sie achtet es gleich einem Heiligtum. Ich würde mich nicht wundern, wenn sie davor ihre Gebete verrichtete.“

Das war nun von der sonst so trefflichen Frau ebenso sündhaft wie thöricht geredet, was ich ihr auch sagte. Nach einiger Ueberlegung entschloß ich mich

jedoch, aus Not das weltliche Gewand anzuziehen; denn ich hatte bereits zur Genüge ersehen, daß ein Mönchskleid noch lange nicht den Mönch und Diener Gottes machte. Also bat ich die Donna, die Sachen in Gottes Namen niederzulegen. Sie that es und verließ die Kammer.

Nun rührte es wahrscheinlich von meiner großen Schwäche her, daß ich mit einem über die Maßen bewegten Gemüt die einzelnen Stücke eines Kleides anlegte, welches ich doch für immer glaubte abgelegt zu haben. Meine Hände zitterten heftig, meine Kniee bogen sich unter mir, ein Schwindel ergriff mich. Nachdem ich mich erholt und meinen Anzug beendet hatte, war mir's, als kleidete ein spukhafter Leichnam sich an, mit Dingen, die einem Lebendigen gehörten. Doch da es vollbracht war, schien mir's, als lebte ich von neuem: nicht mehr als Bruder Angelikus, sondern als Dahiel Sarfadi; denn auch die Tonsur war unter dem lockigen Haar verschwunden.

Nun ging ich aus der Kammer, wobei ich mich an den Wänden aufrecht halten mußte und trat aus dem Hause.

Die beiden Frauen befanden sich in dem Rebengange. Eine Menge herrlicher Trauben hing daran, und der Boden glühte von roten Nelken, welche die

Laube zu beiden Seiten einfaßten. Clelia erblickte mich zuerst. Sie erbebte, erstickte einen Aufschrei, that einige Schritte auf mich zu, blieb stehen, atmete heftig, preßte beide Hände gegen ihr Herz.

Bei dem Ausruf, den sie gethan, hatte Sora Filomela sich gewendet und war sogleich in einen Strom von Thränen ausgebrochen. Sie schluchzte:

„Maria, Gottesmutter, seid Ihr's denn wirklich? Der Bruder Angelikus! Wie Ihr ausschaut! So jung und so — Wenn Eure liebe Mutter Euch also sehen könnte! Ach, wie mich das rührt! Wie mich das rührt! Ihr müßt nämlich wissen, daß Ihr die Kleider meines Bruders Carlo tragt, des Vaters der Clelia, der ein ebenso schöner und wackerer Jüngling gewesen wie Ihr. Gott beschütze und behüte Euch, daß Leben und Sterben Euch leichter werden als dem, dessen Kleid Ihr anhabt."

In dieser Weise fuhr die gute Frau fort zu lamentiren und zu reden, was mich sehr angriff; auch konnte ich mich kaum auf den Füßen halten. Clelia sah es, eilte zu mir, umfaßte mich und leitete mich zu einem Sessel. Als ich mich gesetzt hatte und auf das beste versorgt war, entfernte sich Sora Filomela, um sich im Hause nach Herzenslust auszuseufzen und zu beten. Es geschah zum erstenmal, daß sie mich mit ihrer Nichte

allein ließ, was uns beiden gar nicht recht zu sein schien; denn auch die Donna blieb stumm.

Ich saß aber in der Laube wie in einer wundersamen, herrlichen Halle. Die sinkende Sonne durchleuchtete die Reben, welche bereits in den goldigen und purpurnen Farben des Herbstes prangten; über mir hingen die roten Trauben, als wären sie aus Rubinen gebildet, und zu meinen Füßen breitete sich ein blutroter Blütenteppich.

Vor mir, im Rahmen der herbstlichen Ranken, stieg in den reinen Aether eine lichte, gewaltige Kuppel auf — der Petersdom.

Unterdessen ich schweigend die schöne Welt betrachtete, war Clelia hingekniet und pflückte von den Nelken lange Zweige ab, mit denen sie sich den Schoß füllte. Da sie bei dieser Beschäftigung den Kopf niederbeugte und das Gesicht abwandte, begann ich endlich, zu ihr zu reden; nicht sehr laut und mit möglichst ruhiger Stimme. Ich sagte ihr ungefähr folgendes:

„Meine liebe Clelia, was Ihr an mir gethan habt, darüber vermag ich Euch nichts zu sagen; es würden doch nur Worte und eitel Schall sein. Ich lebe wieder und ich lebe nicht ungern; denn Ihr habt mich gelehrt, daß das Leben eines Unglücklichen nicht gleich unnütz und wertlos zu sein braucht. Ich hoffte,

Euch Gutes erweisen zu können, und es ist mir durch Euch Gutes erwiesen worden, was mir wie eine überaus herrliche Fügung erscheint. Nun werde ich bald von Euch gehen, Euch auch bei Eurer trefflichen Tante nicht leichten Herzens zurücklassend. Ich hörte daher gerne von Euch, wie Ihr über alles denkt, da Ihr doch Euer altes Leben ebensowenig wieder beginnen könnt, als aus einem Schmetterlinge von neuem eine Raupe werden kann. So wollen wir denn die Zukunft miteinander bereden, als ob wir in Wirklichkeit Bruder und Schwester wären."

Ich schaute zwar über sie hinweg, gewahrte jedoch, daß sie aufgehört hatte, Blumen zu pflücken, und dasaß, beide Arme matt am Leibe niederhängend und den Kopf tief auf die Brust gesenkt. Sie gab mir keine Antwort und ich mußte meine Frage wiederholen:

„Was wollt Ihr beginnen?"

Da wandte sie sich, ließ sich vor mir niederfallen; also, daß sie zugleich mit ihren Blumen hingeworfen mir zu Füßen lag und rief mit heißer Inbrunst:

„Dich lieben!"

Entsetzen ergriff mich bei diesen Worten; denn ich erkannte plötzlich, daß sie nicht aus Liebe zu Gott und dem Guten vom Wege des Lasters abgewichen war, sondern aus Leidenschaft für mich, den Mann und

Diener Gottes. So schändlich dies war, konnte ich es doch nicht über mich gewinnen, sie deswegen anzuklagen und zu verdammen. Jedoch eine Traurigkeit überfiel mich und ein Jammer durchdrang mich, daß es mein Herz ärger traf, als jener Dolchstoß gethan, und ich laut aufstöhnte. Sie aber lag vor mir, das Gesicht auf den Boden gedrückt, regungslos gleich einer Toten; und waren rings um sie her die roten Nelken gestreut.

Dem Himmel hätte ich gedankt mit aufgehobenen Händen, wäre sie so liegen geblieben und hätten wir sie mit den gebrochenen Blüten begraben können; denn in diesem Augenblick erschien mir dieses Weib gänzlich von Gott verlassen und bereits auf Erden unselig und verdammt.

Mit einer Klage um sie, als wäre sie wirklich schon gestorben und könne meine Stimme nicht mehr hören, rief ich:

„O Clelia, Clelia, warum hast Du Dir das angethan?!“

Sie erhob sich langsam und mit großer Mühe, als wären von dem Fall ihre Glieder zerschmettert, schaute mich thränenlos an und sprach:

„Ihr verachtet mich, die ich verworfen bin. Es soll anders auch gar nicht sein. Aber wenn Ihr mich fragt, was ich in diesem Leben beginnen will, so

antworte ich Euch: Dich lieben! Dich lieben jede Stunde, Dich lieben, so lange mein Leben währt, Dich lieben noch nach dem Tode, Dich lieben in Ewigkeit! Indessen, Du brauchst davon gar nichts zu wissen. Das sage ich Dir, damit Du nicht denkst, meine Liebe zu Dir sei von derselben Natur und Art, wie sie zu manchem andern Mann gewesen. Wer bin ich, daß meine Lippen jemals Deine Lippen berühren dürften? Von meinem schändlichen Leibe sollst Du frei bleiben.

„Aber nun habe ich Dich zu fragen:

„Was willst Du beginnen?

„Du gehst bald von mir — wohin gehst Du?

„Zurück in Dein Kloster?

„Thue es nicht! Lieber Bruder, thue es nicht! Ziehe dieses neue Kleid nicht wieder aus. Ich habe Dich jetzt ganz erkannt und ich sage Dir: Du verdirbst, wenn Du dahin zurückkehrst, von wo Du gekommen bist. An Leib und Seele verdirbst Du im Kloster!

„Darum: wenn Du ein reiner und heiliger Mensch bleiben, wenn Du wahrhaft an Gott glauben, Gott wahrhaft lieben willst, wenn Deine Seele Dir als etwas Unsterbliches, Göttliches gilt — so kehre nicht ins Kloster zurück, so bleibe in diesem Kleide, so begehe die Todsünde, Dein Gelübde zu brechen — so werde wieder ein freier Mensch.

„Ich habe Dich belogen, ich bin nicht in Dein Kloster gegangen, den Mönchen Nachricht von Dir zu bringen.

„Aber ich bin in dem Spital gewesen, wohin sie dich zuerst getragen, und habe dort ausgesagt: Du seiest an Deiner Wunde gestorben und ich hätte Dich begraben lassen. Ich zeigte ihnen den Totenschein, den mir der Arzt über Dich ausgestellt, und bat sie, das Papier nach Deinem Kloster zu senden.

„Das haben sie gethan.

„Der Bruder Angelikus ist also tot.

„Damit Du nun nicht denkst, ich hätte das alles um meinetwillen gethan: um Dich für mich zu gewinnen, so magst Du über mein Leben bestimmen und es ewig von dem Deinen scheiden. Ich weiß, daß es Dir schwer fällt, das Wort auszusprechen, und nehme es Dir daher von den Lippen. Wohl, ich gehorsame Dir und werde eine Braut des Himmels, sobald Du aufhörst, ein Bräutigam der Kirche zu sein. Bestimme, wann ich mich in einem Kloster melden soll."

Ich erwiderte:

„Niemals."

„Und Du, was thust Du?"

„Zunächst bleibe ich noch."

„Und später?"

„Das sollst Du später erfahren."

Sie sagte nichts mehr, sammelte die Blumen vom Boden und wand daraus für das Muttergottesbild neben der Thür einen Kranz.

Aber an der Liebe dieses Weibes erkannte ich in jener Stunde dich, Herr, Herr! Ich erkannte, daß du in dem Herzen dieses Weibes wirktest und lebendig warst, indem du das Herz der reuigen Buhlerin so mit deinem Wesen erfülltest, daß mir dieses Weib ehrwürdig und beinahe heilig erschien.

* * *

Am nächsten Tage verfaßte ich in meiner Kammer das Schreiben an den gewissen Terenzio Latini in Subiaco. Alsdann las ich den Brief Sora Filomela vor, versiegelte ihn und übergab ihn ihr zur Besorgung. Ich sagte ihr, daß ich so lange bleiben würde, bis aus Subiaco entweder eine Antwort oder der junge Mensch selber eingetroffen wäre. Das konnte, meiner Berechnung nach, in spätestens fünf Tagen der Fall sein.

Vor Clelia verhehlten wir einstweilen noch das Schreiben, sowie auch unsere Absicht, gegen welche ich länger nicht die geringsten Bedenken hatte, wie ich denn vornehmlich deswegen den jungen Menschen erwarten wollte, um mit ihm über die Tugend und Würdigkeit der von ihm geliebten Person recht ernsthaft

und eindringlich zu reden. Erst nachdem dieses geschehen, erst nachdem ich den verliebten Menschen Clelias würdig befunden, wollte ich mit dieser sprechen und sie mit der ganzen Macht meiner Bruderliebe zu bestimmen suchen, das ehrsame Weib eines ehrsamen Mannes zu werden.

X.

Ich war bereits dermaßen wieder bei Kräften, daß ich im Hause und im Freien umhergehen konnte, allerdings nur langsam und von einem starken Arm gestützt. Sora Filomela wollte auf diesen Gängen mein Stab sein, doch ich bat ihre Nichte um solchen Liebesdienst. So wandelten wir denn in den herrlichen Herbsttagen vielfach durch die Vigna, meistens zu zweien; denn es waren die schönen Tage der Weinlese und Sora Filomela hatte nach ihren Winzern zu schauen. Auch wir thaten die festliche und fröhliche Arbeit gern mit, suchten eifrig nach den herrlichsten Früchten, die wir sorgsam abnahmen, in kleinen Körben zu einer besonderen Kufe trugen und besonders keltern ließen.

Es ist nicht zu sagen, von welchem Glanz und welcher Freudigkeit in jenen Tagen die Welt war, sowohl die Natur als die Herzen der Menschen.

Rings um die Vigna der Sora Filomela, die,

wie bereits berichtet, am Berge Mario unterhalb der Villa Madama liegt, erstrecken sich die reichsten Weingärten, woselbst in jenen wonnigen Tagen überall geerntet wurde. Von einem Felde zum andern ertönten Gesänge und quollen aus den Reben die Lieder der Winzer, wie aus den Büschen die Stimmen der Vögel. Dazwischen ertönten die rasselnden Tambourins und überall dort, wo diese heidnische Musika die Gemüter allzu heftig bewegte, begannen Winzer und Winzerinnen ohne weiteres den wilden Saltarello aufzuführen, wobei manche das schwere Gefäß voll Trauben, das sie gerade trugen, gar nicht vom Kopfe herabnahmen. Wollte aber einer von ihnen seine besondere Kunst zeigen, so sprang und drehte er sich, hüpfend und wirbelnd, beide Arme gegen die Hüfte gestemmt.

Nachmittags wanderten unter Spiel und Gesang viele Römer aus der Stadt in die Weinberge ihrer Freunde und Verwandten, Mädchen und Frauen bunt aufgeputzt. Oder sie kamen angezogen auf Ochsenkarren, welche grüne Gewinde, mit bunten Bändern durchflochten, bekränzten. So festlich und fröhlich sah man es auf allen Wegen zwischen den Hecken und Rohrfeldern heranwimmeln. Bevor es nur recht Nacht geworden, flogen sausend die Raketen auf, sich hoch in der Luft in einem Feuerregen entladend, stiegen gewaltige

Strahlensäulen und Feuergarben, kreisten Sonnen, Monde und Sterne; und die griechischen Lichter überfluteten die bewaldeten Hügel, die heiteren Rebenfelder und den öden Strand des nahen Tiberstromes, bald mit blauem und grünem, bald mit rotem und weißem Glanze. Oder es schien der Berg sich zu öffnen und unter donnerähnlichem Krachen Flammen auszuspeien.

Wir schauten alles, hörten das Freudengeschreï, die Gesänge und die Musik, und ich konnte mir nicht verwehren, mich von Herzen darüber zu erfreuen und zu erquicken, daß bei so vielem Leid auf der Welt immer noch so viele Freude unter den Menschen war. Und ich dankte Gott dafür; denn es erschien mir als eine große Barmherzigkeit des Schöpfers gegen seine Geschöpfe.

Ich äußerte von meinen Empfindungen einiges zu Clelia; diese jedoch stimmte mir nicht bei und bezeigte mehr und mehr eine tiefe Unlust, ja einen Widerwillen gegen das Leben, was sie jedoch ohne jede Bitterkeit aussprach, mit einer Gelassenheit, als sei von den geringfügigsten Dingen die Rede. Sonst erfuhr ich nichts von dem, was in ihrer Seele vorging, vermochte es mir auch nicht zu denken. Unser Verkehr mit einander war überaus friedlicher Art, ruhig und liebreich.

Den größten Teil des Tages und des Abends brachten wir in dem Rebengange zu, woselbst Sora

Filomela sich häufig zu uns gesellte und uns mit diesem und jenem zu unterhalten und aufzuheitern pflegte, gewöhnlich mit einem Geschichtchen aus der Vigna oder von den lieben Nachbarn, mit denen die wackere Frau übrigens unseretwegen allen Verkehr abgebrochen hatte. Geriet die Treffliche ins Plaudern, so setzte sich Clelia auf einen Schemel, hielt die Hände im Schoß und schaute abwesenden Geistes vor sich nieder. Sprach ihre Tante sie einmal unvermutet an, so fuhr sie erschrocken zusammen und erwiderte verworren.

Einmal saß sie auch so da, am Boden kauernd, Sora Filomela wurde abberufen und Clelia begann mich zum erstenmal nach allerlei Dingen aus meinem Leben zu fragen: ob meine Eltern noch lebten, ob ich Geschwister hätte und ob ich jemals ein Mädchen lieb gehabt. Ich antwortete ihr gelassen: Meine Eltern wären Juden, die im römischen Ghetto lebten, ich sei meiner Eltern einziger Sohn und hätte als Jude ein jüdisches Mädchen lieb gehabt. Sie war totenblaß geworden, schaute mir mit namenloser Trauer steif in die Augen und sagte alsdann zu mir dieselben Worte, die ich jüngst zu ihr gesprochen:

„Warum hast Du Dir das angethan?!“

Wie aber hätte ich ihr das erklären sollen? Ich schwieg also. Bald darauf stand sie auf und ging davon,

und ich sah sie an jenem Tage bis zum Abend nicht wieder.

Nie wieder fragte sie mich nach meinem Leben, schien plötzlich Scheu vor mir zu empfinden und vermied es fortan, mit mir allein zu sein.

Es war am sechsten Tage nach Absendung meines Briefes an den jungen Terenzio. Sora Filomelas breites, hübsches Gesicht zeigte immer aufgeregtere Mienen; sie lief im Hause und in der Vigna ängstlich hin und her, schaute jeden Augenblick ausspähend auf den Weg, der vom Ponte Molle längs des Flusses zum Mario führt, und kam vor lauter Erwartung, Unruhe und Seufzen nicht einmal mehr zum Schwatzen.

Auch mir erging es indessen nicht viel besser. Ich wartete sehnlichst auf einen Brief aus Subiaco und noch sehnlicher auf die Ankunft des jungen Menschen, vergeblich mit mir zu Rate gehend, was geschehen sollte, wenn der Liebhaber nicht käme, er also die Geliebte verschmähte.

Am Abend jenes sechsten Tages war schlechtes Wetter eingetreten, wir saßen zusammen in der Halle bei der Lampe und ich erzählte den beiden Frauen aus dem Leben Sankt Franziski: wie der Heilige als Jüngling zu Assisi seine Eltern verlassen, fortan allein dem Herrn angehört und so göttlich gewesen, daß er — —

Da traf mich ein Blick Clelias, der mich verwirrte und mitten im Satze stocken machte.

Also schwieg ich; und wir saßen noch stumm, als das Geräusch des heftig strömenden Regens von hastigen Schritten übertönt wurde. Es pochte an die Thür, aber ehe noch Sora Filomela gerufen, wer da wäre, wurde die Thüre aufgerissen und mit Ungestüm trat ein junger Mensch herein, bei dessen Anblick die Frau in die Höhe fuhr, wie im höchsten Erstaunen die Hände zusammenschlug und mit schriller Stimme rief:

„Terenzio Latini, ist's möglich? Wo kommt Ihr her? So spät und bei solchem Wetter! Kommt Ihr aus Subiaco? Ist das eine Ueberraschung! Seid uns willkommen! Aber so tretet doch näher! Seht, da ist auch die Clelia, mit der Ihr gespielt habt. Seid uns von ganzem Herzen willkommen! Die Clelia hat Euch gewiß nicht vergessen. Aber was steht Ihr so an der Thüre? Und dieses ist unser lieber, frommer Bruder Angelikus, der seine Kutte abgethan, weil sie von seinem Blute gänzlich verdorben ist. Kommt doch näher! Ihr könnt ihm auch in diesem Kleide die Hand küssen; denn er ist ein gar gottesfürchtiger, tugendreicher Jüngling, der einstmals, wenn nicht Papst, so doch sicher ein Heiliger werden wird. — Wie geht es Euch, guter Sor Terenzio? Und wie steht's in Eurer Vigna? Daß Ihr zu dieser

Zeit abkommen konntet! Aber so setzt Euch doch; ich backe Euch gleich eine Frittata. Es ist auch Thunfisch im Haus."

Diese schöne und merkwürdige Rede hielt die treffliche Sora Filomela mit erstaunlicher Fertigkeit ihrer lieben christlichen Zunge. Dabei stellte sie den Fiascho auf den Tisch, schleppte Brot, Früchte, Schinken herbei, schwatzte und schwatzte.

Unterdessen betrachtete ich mir den jungen Menschen, der noch immer an der Thüre stand und, statt auf die Donna zu blicken, unverwandt vor sich hin schaute, was mir gar nicht an ihm behagte. Sonst gefiel er mir recht wohl. Auch war er von überaus stattlicher Gestalt, hoch und schlank, mit braunem, schönem Gesicht, wie man denn überhaupt den Sabinern große Wohlgestalt und Schönheit zuspricht. Er trug den langen schwarzen Mantel der römischen Landleute, der vom Regen durchnäßt war und den Sora Filomela ihm jetzt voller Beflissenheit von den Schultern nahm, wobei ich hörte, wie sie ihm zuraunte:

„Sagt Ihr nichts von dem Brief."

Aber der junge Mensch achtete gar nicht auf die wackere Frau. Er schaute jetzt auf, zu Clelia hinüber, wurde plötzlich ganz fahl im Gesicht, begann zu zittern und seine Augen glühten wie im Fieber, so daß ich ihn

plötzlich erkrankt glaubte. Wie nun auch ich Clelia ansah, erkannte ich gleich, daß sie alles erraten hatte und von unserer Absicht vollkommen unterrichtet war. Denn sie sah mich an, wie sie mich angesehen hatte, als sie von mir erfahren, ich sei ein Jude gewesen und hätte Vater und Mutter verleugnet. Es sprachen ihre Augen auch diesesmal zu mir:

„Warum hast Du Dir das angethan?“

Sie hatte bis dahin gesessen; jetzt stand sie auf, trat einige Schritte auf ihren Landsmann zu, grüßte ihn gelassen und sagte:

„Wie steht's in Subiaco? Was macht Euer Freund, der junge Ignazio Feretti, welcher vor drei Jahren eines Sonntags vor dem Dome die Teresa Teani erstochen, weil dieses schöne und sittsame Mädchen, mit dem er verlobt war, sich von einem andern hatte ein seidenes Halstuch schenken lassen? Befindet er sich immer noch auf der Galeere, der arme, junge Mensch?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, zu ihrer Tante gewendet: „Mich schmerzt mein Kopf. Was Terenzio mir zu sagen hat, mag er mir morgen ausrichten, wenn er sich über Nacht nicht eines andern und bessern besonnen.“

Damit verließ sie die Halle, ihre Tante, die mit ihr gehen wollte, an der Thüre zurückweisend.

Unter mächtigem Seufzen kam Sora Filomela zu

uns zurück, nötigte den jungen Sabiner an den Tisch, rückte darauf noch einmal alles zurecht und begann über ihre Nichte zu lamentiren:

„Es ist eben ein gar zu wunderliches Geschöpf! Kein Mensch kann aus der klug werden! Zum Beispiel diesen Abend. Wie oft hat sie mir von diesem Terenzio erzählt, von ihrem lieben Terenzio, ihrem Herzensfreund und Jugendgefährten. Und wie ist sie soeben gewesen! Dabei freut sie sich sicher von ganzem Herzen, daß Ihr gekommen seid und daß sie Euch wiedergesehen hat. Freilich — sie schämt sich vor Euch. Das ist auch ganz recht und in der Ordnung, das gehört sich so. Wie es früher gewesen, kann es freilich nicht mehr sein. Damit ist es aus. Ihr thätet ganz recht, Euch gar nicht mehr um sie zu kümmern. Stellt Euch vor: es gibt immer noch Männer, die sie heiraten möchten und das wie gern! Sie brauchte nur einen zu wollen. Aber sie will keinen. Ist es zu glauben? Ich meine aber, sie denkt immerfort an einen, dem sie einst lieb gewesen und der sie jetzt von Herzen verachtet. — Ganz recht thätet Ihr, mein wackerer Terenzio, wenn Ihr Euch eine andere zur Frau nähmt. Allerdings — eine so schöne wie die Clelia bekommt Ihr doch nicht wieder. Dafür aber eine Tugendhafte! Tugend ist mehr als Schönheit. Seht nur zu, daß die Eure es nicht treibt, wie so viele es

treiben: vor der Hochzeit getreu, nach der Hochzeit — Nun, Ihr versteht. — Ja, die Clelia! Um die ist's ein Jammer. Wer aber ist schuld daran? Ich will ihn nicht nennen. Ach, warum habt Ihr sie fortgehen lassen mit dem schändlichen Weibe, der Ninetta? Dadurch ist alles Unheil gekommen, dadurch allein! Damals war sie rein wie die heilige Jungfrau selber und damals hat sie Euch im Herzen getragen — einzig und allein Euch! Ach, warum habt Ihr sie nicht lieber erstochen, als sie in Rom bei der Ninetta zu lassen? Gott sei Euch gnädig! Erst als Ihr fort wart und nicht wieder kamt, hat die Sünde angefangen. Sie hat lange genug auf Euch gewartet, das arme Ding. Dabei so schön, so blutjung, so unerfahren! Und die vielen schlechten, schlechten Menschen! Und die verdammte Kupplerin, die Ninetta! Einen Herzog hätte sie damals heiraten können, aber sie — Nun, Gott steh Euch bei, mein guter Terenzio! Denn jetzt — welches Unglück, welches Herzeleid, welcher Jammer! Ach ja und jetzt — diese Reue, diese Scham! Heilige Agnes und Cäcilia! Und jetzt — diese Tugend! Dort steht der frömmste und reinste Jüngling von Rom, den fragt. Am liebsten thäte sie eine Wallfahrt nach der Casa Santa in Loretto mit bloßen Füßen, das arme, schöne Geschöpf! Dort steht der gottesfürchtigste Mann im Kirchenstaat, von

dem laßt es Euch sagen. Aber es ist nicht zu sagen! Bleibt hier, mein guter Terenzio, seht sie alle Tage, mein wackerer Terenzio, seht es alle Tage selbst mit an. Ich sage Euch: sie lebt wie eine zukünftige Heilige. Und ich sage Euch: bleibt hier, seht es selbst! Indessen: ich weiß, Ihr seid nur gekommen, um sie zu beschimpfen, zu mißhandeln, zu erstechen, und wenn Ihr das gethan habt, werdet Ihr Eurer Wege gehen, werdet Ihr eine andere zur Frau nehmen; aber ich sage Euch —"

Aber sie sagte nichts mehr, die treffliche Frau; sie brach in eine Flut von Thränen aus, stürzte laut heulend aus der Halle und wir vernahmen noch lange Zeit ihr Stöhnen, Schluchzen und Jammern.

Ich wußte nicht, was größer war: meine Verwirrung dem jungen Sabiner gegenüber, mit dem ich mich plötzlich allein befand, oder meine Scham über die heillosen Reden der sonst so trefflichen Frau.

Ich hatte, während sie gesprochen, nicht gewagt, aufzuschauen, aus Furcht, einem Blick des Jünglings zu begegnen. Als ich das endlich that, sah ich den jungen Menschen noch auf demselben Platze stehen und steif vor sich niederschauen. Ich gewahrte jedoch, daß in der Seele des Verliebten ein heftiger Kampf vorging. Daran mochte sowohl mein Brief als auch nicht minder die lange Reise, das Wiedersehen mit Clelia, die thörichte

Rede der sonst so vortrefflichen Sora Filomela die Schuld tragen. Mit einem Wort: er dauerte mich.

Von dieser und von anderen heftigen Empfindungen getrieben, schickte ich mich zu einer Unterredung mit ihm an. Aber ich hatte kaum begonnen, als er mir wütend ins Wort fiel:

„Also Ihr seid der, welcher mir den Brief geschrieben?"

Ich bejahte und bat ihn, mich mit Ruhe anzuhören. Er wollte wiederum unbändig auffahren, that sich jedoch Gewalt an und ließ mich ruhig reden, was ihn Mühe genug zu kosten schien. Aber je eifriger ich für die Tugend seiner Geliebten sprach, um so finsterer wurden seine Mienen, was ich mir gar nicht zu deuten vermochte. Als ich schließlich nichts mehr zu sagen wußte und verstummte, trat er vor mich hin: „Ob ich nun zu Ende gesprochen?" — wobei er mich anblickte, als möchte er mir am liebsten ein Messer in die Brust stoßen. Darauf sagte er:

„Hört, Bruder! — denn ein solcher seid Ihr doch wohl, trotz Eurer weltlichen Kleidung — hört, Bruder: wenn in meinem Heimatlande ein Mönch oder Priester über die Tugend einer Frau oder Jungfrau ein großes Gerede anhebt, so weiß jedermann, daß das Weib mit Leib und Seele des Teufels ist und kein redlicher

Jüngling wird ein solches Geschöpf zur Frau nehmen. Nun weiß ich längst, daß die Clelia ein schändliches Leben geführt hat, und wenn ich trotzdem in meinem Herzen nicht von ihr lassen kann, so ist das für mich Schmach und Schande genug, geht indessen keinen von euch etwas an. Nun seht: als ich Euren Brief erhielt, bin ich in der nämlichen Stunde aus Subiaco Hals über Kopf fortgeritten — bis nach Rom vor die Porta del Popolo! Und vor der Porta del Popolo bin ich umgekehrt und Hals über Kopf wieder nach Hause geritten. Und jetzt stehe ich dennoch vor Euch, der Ihr mir die Clelia, welcher ich gut bin, seit ich denken kann, verkuppeln wollt. Und ich sage Euch: trotz ihrer einstmaligen Verruchtheit würde ich die Clelia zum Weibe nehmen und an nichts anderes denken, als daß sie nun mir gehöre, mir allein! Solches würde ich indessen von meinem Weibe nicht glauben können, wenn ich wüßte, daß dieses durch einen Mönch — durch Euch in ihrem tugendhaften Lebenswandel bestärkt und erhalten würde. Ja, mir wäre ebenso lieb, mein Weib setzte ihren schändlichen Lebenswandel mit diesem und jenem fort, als daß sie mit Euch betete. Und deshalb, weil die Clelia Eure gute Freundin ist, mag sie es bleiben und mit Euch zusammen verdammt sein. Euch und ihr das zu sagen, bin ich binnen sechs Tagen zum zweitenmale

nach Rom gekommen und werde nun zum zweitenmale nach Subiaco zurückkehren."

Ach, das bereitete mir großen Kummer! Es war auch diesesmal weniger die üble Meinung, die der junge Sabiner von mir und meinem Umgang mit seiner Geliebten hatte, als vielmehr, daß ich auch bei diesem jungen und nicht schlechten Menschen auf eine so unsägliche Verachtung der Geistlichkeit stoßen mußte. Ich versuchte, ihn zu belehren, mußte jedoch einsehen, daß der Jüngling sich gar keine Vorstellung davon machen konnte, wie ein Mönch oder Priester, der doch dem Himmel das Gelübde der Keuschheit gethan, dasselbe auch halten könne. Zugleich mußte ich mir sagen: die Gedanken dieses jungen Menschen über den Lebenswandel eines Priesters sind die Gedanken des ganzen Volkes. Als er sodann meine tiefe Bekümmernis und Entrüstung über seine schändliche Meinung gewahrte, verstand er diese Empfindungen gar nicht, bezeigte darüber großes Erstaunen und versicherte mir: er wisse es nun einmal nicht anders, als daß einem Priester von der Kirche selbst ein Liebchen gewährt werde — freilich nur eines. Seinen heidnischen Reden nach, schien er der Ansicht zu sein, ich wollte ihm seine Geliebte verkuppeln, darauf in das Franziskanerkloster zu Subiaco eintreten und nebenbei in aller Gemächlichkeit

mit seiner Ehefrau als deren zweiter Gatte leben. — Der junge Mensch, in seiner wütenden Leidenschaft und Eifersucht, die ihn ganz sinnlos machte, tobte noch gegen mich, als die Thüre sich öffnete und Clelia in die Halle trat, zum Erschrecken blaß anzusehen. Da erst fiel mir ein, daß der Sabiner überlaut gesprochen hatte und sie in ihrer Kammer alles mit angehört haben mußte. Sie ging, ohne mich anzusehen, auf den Jüngling zu und sprach sanften Tones:

„Terenzio, Du Freund und Gefährte meiner Kindheit, ich sage Dir, wie Du von mir nicht Uebles genug denken kannst, so kannst Du von diesem nicht Gutes genug denken. Du kennst ihn eben nicht. Siehe, dieser hat ein Mädchen lieb, von welchem er in seinem Herzen ebensowenig lassen kann, wie Du von mir, die ich doch ein so schändliches Geschöpf gewesen. Und siehe, Terenzio — ich liebe diesen Jüngling, der allein es war, welcher mich zur Tugend zurückgeführt hat; ich liebe ihn dermaßen, daß ich in meiner Seele keinen andern Gedanken haben kann als an ihn. Auch das mußt Du noch wissen, nämlich: daß ich zu dieses Jünglings Füßen gelegen bin und ihn angefleht habe, mich aufzuheben und mit mir zu thun, wie es ihm beliebte. Aber er verschmähte mich, weshalb ich ihm nur um so mehr angehöre und vor ihm stehe, siehe, mit aufgehobenen Händen."

Sie schwieg und es herrschte in dem Gemach eine tiefe, schier feierliche Stille. Doch mochte ich nicht aufblicken, um nicht die erhobenen Hände Clelias sehen zu müssen. In jener Stunde empfand ich, daß man sich auch seiner Tugend schämen kann.

Wiederum nur zu ihrem einstmaligen Gefährten sprechend, fuhr sie fort:

„Aber jetzt bitte ich Dich, uns eine kleine Weile mit einander allein zu lassen, da ich mich mit ihm zu bereden habe. Gehe unterdessen zu meiner Tante.“

Und wirklich — er ging! Ohne ein Wort dagegen zu reden, verließ er leise das Zimmer.

Clelia sagte:

„Ich werde Euch gehorsamen und ich verspreche Euch, dem guten Menschen, der uns soeben verlassen hat, ein getreues Weib zu sein; auch redlich zu versuchen, alle meine Sünden, die ich mit anderen verübte, an diesem einen zu sühnen. Also soll es mit mir geschehen. Aber wie mit Euch? Denn seitdem ich von Euch erfahren, daß Ihr ein Jude waret und Euren Glauben abgeschworen habt, weiß ich für Euch nichts anderes auf Erden, als wieder in Euer Kloster zurückzukehren und für immer darin zu bleiben, weil es Euch sonst von Sinnen bringen müßte. Ihr wißt, warum. Oder — habe ich unrecht?“

Ich erwiderte:

„Ihr habt recht, Ihr habt ganz recht. Ich danke Euch.“

Sie fragte:

„Wann geht Ihr?“

„Morgen.“

„So will ich noch heute dem Terenzio sagen, daß ich ihm angehöre.“

Und wir gingen zusammen zu ihm.

XI.

Ich hatte die Verlobten mit der trefflichen Sora Filomela allein gelassen und mich in meine Kammer begeben, um in der Stille der Nacht auch in meinem Gemüte still zu werden und mich auf den nächsten Tag vorzubereiten, an welchem ich für das Kloster vom Tode auferstehen sollte — ach und wie gern, wenn es zu einem neuen christlichen und wahrhaft gläubigen Leben geschehen könnte! Denn meine Sehnsucht nach dem wahren Glauben und dem wahren Christentum hatte ein jeder Tag genährt.

Ich öffnete das Fenster und freute mich der schönen Nacht. Der Regen hatte aufgehört, der Mond war aus den Wolken getreten; und es hingen alle Blätter voll funkelnder Tropfen, als ob die Schöpfung heimlich in der Nacht geweint habe, gleich einem kummerbelasteten Menschen.

Da wurde an meine Thür gepocht. Es war die treffliche Sora Filomela, die sich noch einmal nach mir

umschauen wollte, besorgt, daß ich sie so schnell verlassen hatte. Sie setzte sich, machte zunächst ihrem vollen Herzen durch endloses Seufzen Luft, weinte ein weniges und sprach:

„Ich habe es immer gesagt, dieser Sabiner ist ein wackerer junger Mensch. Heilige Mutter Gottes, und so verliebt! Auf die Kniee ist er vor ihr gefallen in seiner Glückseligkeit. Und wie er Euch verehrt! Mit dem könnt Ihr fortan auch beginnen, was Ihr wollt; dafür soll er aber die Clelia mit einer Mitgift bekommen, als nähme er eine Signora zur Frau. Von ihrem eigenen Gut will sie kein Stücklein behalten; nur das Gewand, das sie anhat. Sie wird mit Euch noch darüber reden. Ihr Verlobter will, was sie will, der brave junge Mensch! Zur Nacht habe ich ihn fortgeschickt. Es ziemt sich nicht, daß Braut und Bräutigam in einem Hause schlafen. Morgen in aller Frühe will er wieder da sein, gewiß mit den schönsten Geschenken; denn er ist ein lieber und gescheiter Jüngling. Der Herr segne ihn."

Ich fragte:

„Und Clelia?"

„Ist sanft wie eine Taube. Das gibt sich alles. Sie liegt wohl schon zu Bett und — was gilt die Wette — diese Nacht weint und seufzt sie noch und möchte am

liebsten ins kühle Grab und den blassen Tod zum Bräutigam, und morgen Nacht schon träumt sie von ihrem Verlobten; und ist sie erst seine Frau und hat sie ihm erst ein Kind geboren, so sind ihre Seele und ihr Leib wie reines Wasser, darin der Himmel sich mit Sonne, Mond und Sternen spiegelt. Ihr größter Kummer mag sein, daß Ihr sie nicht mit dem Terenzio zusammen geben könnt. Deswegen soll es auch auf der Hochzeit gar ernsthaft zugehen; nicht einmal ein ansehnliches Mahl darf ich den jungen Eheleuten bereiten. — — Ach, und Ihr wollt morgen wirklich fort?"

„Ja."

„Ach, mein lieber Bruder Angelikus, betet nur ja recht ernstlich für unsere armen Seelen. Denn derjenige, für den Ihr betet, der springt gewißlich in die ewige Seligkeit nur so hinein. Ach, mein lieber armer Bruder Angelikus — —"

Sie wollte von neuem zu seufzen beginnen; ich ließ es indessen nicht dazu kommen, sondern sagte:

„Ihr wolltet mir die Geschichte von Clelias Eltern erzählen; nun gehe ich aber bereits morgen fort, deswegen hörte ich diese Erzählung gern noch heute aus Eurem Munde."

Dazu war die treffliche Frau auch sogleich bereit und sie begann:

„Meine Eltern, die Antonio und Maddalena di Tomaso hießen, waren Römer, ehrliche und ansehnliche Leute. Denn diese treffliche Vigna gehörte bereits dem Großvater meiner Mutter; und sie versorgte die Familie das ganze Jahr über mit Oel und Wein, mit Gemüsen und Früchten. Was wir selber nicht verzehrten, wurde zu guten Preisen an einen Händler abgegeben, und es that mein braver Vater manchen Scudo beiseite, für die schlechten Zeiten, wißt Ihr.

„Diese blieben denn auch nicht aus; aber sie waren anders, als mein Vater sie sich gedacht, und seine blanken Scudi konnten ihm dabei wenig helfen.

„Ich und mein Bruder waren nämlich unserer Eltern einzige Kinder und mein Bruder Carlo war ein gar munterer, feuriger und schöner Jüngling, meines Vaters Stolz und Hoffnung. Ihm sollte dermaleinst dieser reiche Weinberg zufallen und auch sonst noch manches Stück des Ersparten. Da geriet der arme Knabe in eine gänzlich maßlose Leidenschaft zu einem überaus schönen und überaus schändlichen Weibe: Dionizia Baldi, aus dem sabinischen Städtlein Olevano, welches über Palestrina hinaus gelegen ist.

„Diese Dionizia war nach Rom gekommen, um daselbst ihre schöne Gestalt und ihr schönes Antlitz abmalen zu lassen; das soll sie nur darum gethan haben,

weil sie an ihrer übergroßen Schönheit solche Freude gehabt, daß sie dieselbe vor allen Menschen leuchten lassen wollte, gleich dem Lichte der Sonne, welcher sündhafte Stolz denn auch vom Himmel schrecklich bestraft worden ist.

„Nun kommen aus den Städten vom Gebirge her jedes Jahr gar viele Mädchen und Frauen, um eines solchen schändlichen Erwerbes willen nach Rom. Hier stellen sie sich an der spanischen Treppe auf, woselbst sie sich von den Künstlern betrachten lassen, als wären sie Bestien und so lange stehen bleiben, bis einer kommt, der sie nimmt. Damit verdienen sie mehr, als wenn sie in ihrer Heimat zur redlichen Arbeit in die Vignen und Oliveten gingen, oder Seidenwürmer zögen, oder fleißig bei ihrer Spindel wären.

„Mit der Dionizia Baldi verhielt es sich indessen vollkommen anders, obgleich sie eine Waise war und arm wie eine Ciocciara.

„Sie that nämlich alles lediglich ihrer Schönheit zu liebe und nichts für Geld. Man erzählte sich, daß sie mutterseelenallein in einer Höhle am Tiber bei der Acqua acetosa hause, das ganze Jahr über nichts als Brot und Früchte genieße, häufig sogar Hunger leiden müsse, von welchem elenden Leben man ihr aber nichts anmerkte. Ging sie des Morgens nach der Stadt, so

war sie stets prächtig gekleidet, wie zu einem Fest, trug auch einen schweren goldenen Schmuck. Aber sowohl Gewand als Schmuck waren nicht durch ihre Schönheit verdient, sondern mit der Arbeit ihrer Hände; denn sie soll eine meisterliche Spitzenklöpplerin gewesen sein.

„Sich mit den anderen an der spanischen Treppe aufzustellen, dort sich beschauen zu lassen und auf den Käufer ihrer Ware zu warten, solche schmähliche Dinge beging sie nicht. Auf Dionizia Baldi harrten viele, hofften viele wie auf ein großes Glück. Sie ließ sie harren und hoffen und ging zu dem, der ihr am besten gefiel. Dieser ward alsdann von allen beneidet, dieser dünkte sich alsdann wie ein Papst oder Kaiser. Aber die Herrlichkeit dauerte nur eine Weile; je nachdem, bald kürzer, bald länger. War dann die Zeit für den einen um, so kam für den andern die Zeit der Seligkeit und Freuden. Jener mochte beginnen, was er wollte, mochte flehen und schelten, toben und drohen — sie kümmerte sich nicht darum; sie verließ den einen und kam zu dem andern, dem es alsdann auch nicht besser zu teil ward. Es soll bereits damals um ihretwillen Mord und Totschlag gegeben haben. Aber sie that, als ginge sie alles, was ihretwillen geschah, nichts an, blieb auch in ihrer Höhle vor der Porta del Popolo, obgleich sie in einem Palaste am Corso hätte wohnen können. Denn beinahe

noch eifriger als von den Künstlern, wurde ihrer wunderschönen Person von den großen Herren und feinen Kavalieren nachgestellt. Diese jedoch kamen schlecht bei ihr an, so daß man in Rom mehr noch als von ihrer Freigebigkeit gegen die Künstler, über ihre Zurückhaltung und Hartherzigkeit gegen die adeligen Herren sprach, von denen einer sie sogar zu seiner Gemahlin hatte machen wollen.

„Aber am lautesten ging das Geschwätz der Leute darüber, daß sie den Malern und Marmorarbeitern nicht allein ihr schönes Angesicht zum Abbilden hergab, sondern jenen schändlichen Männern auch ihren Leib überließ, um davon nach Gefallen ein Konterfei anzufertigen. Und sie machte aus dieser Nichtswürdigkeit nicht einmal ein Hehl, brüstete sich wohl gar damit und war noch stolz darauf. Wenn eines der anderen schönen und üppigen Weiber dergleichen mit sich geschehen ließ, so verbarg sie es wenigstens mit aller Sorgfalt, verbot den Künstlern, darüber zu reden, und gestattete nicht, daß man zu ihrem Leibe ihr Antlitz malte, oder in Stein nachbildete. Dagegen die Dionizia — —

„Ihre Gestalt, wie der Himmel sie erschaffen hatte, ohne ein Tüchlein darum! Ihre ganze Gestalt, vom Kopf bis zu den Füßen! Jeder in Rom kannte sie, und wer sie nicht kannte, der konnte es von jedem hören

‚Das ist die Dionizia Baldi aus Olevano!‘ Zuweilen soll es sogar unter den Bildern geschrieben gewesen sein: ‚Dionizia Baldi aus Olevano!‘ Und sollen die Künstler die Schrift mit ihrem Wissen darunter gesetzt haben. O, welche Verruchtheit! Zu den Bildern lief alsdann ganz Rom, und ganz Rom schaute sich die Dionizia Baldi aus Olevano an. Auch ich bin einmal dagewesen und habe sie mir angesehen. Mit mir waren meine Mutter und mein Bruder Carlo. Als der die zuchtlosen Bilder erblickte, ward er dunkelrot im Gesicht; dermaßen schämte sich der gute, unschuldige Jüngling vor seiner Mutter und Schwester.

„Es waren an jenem Tage zwei Malereien von der Dionizia zu sehen. Das eine war das allerheiligste Bildnis unserer lieben himmlischen Frau, deren süßem Antlitz der Gotteslästerer von Künstler die reizenden Mienen der Dionizia gegeben; das andere war die Teufelsgestalt einer blutjungen Hexe, welche nicht einmal ein Hemd auf dem Leibe hatte und deren weiße Glieder in ihre lichten Haare gleichsam eingewickelt waren. Aber ein schändliches Bildwerk war es indessen doch.

„Es soll auch in Rom ein Marmorbild geben: die Dionizia, wie sie leibte und lebte.

„Darum nun, und weil sie solche nichtswürdige Kunstwerke von sich anfertigen und sich keinen Bajocc’

dafür zahlen ließ, wie denn überhaupt ihrer großen Schönheit und ihres Ruhmes willen, ward sie von den übrigen Modellen bitter gehaßt und verachtet. Keine von allen redete ein Wort mit ihr, sie durfte sich nicht zu ihnen gesellen und mußte gänzlich außerhalb ihrer Gemeinschaft leben. Zogen die Sabiner des Sommers in ihre Heimat, so war es der Dionizia verboten, mit ihnen zu wandern. Sie mußte den ganzen weiten Weg einsam hinter jenen drein gehen.

„Sommers in ihrem Heimatsort Olevano nahm das üble Wesen gegen sie erst recht seinen Anfang; alsdann war sie vollends eine Ausgestoßene. Ihre Eltern lebten nicht mehr, sie hatte keinen Bruder, und kein einziger der vielen Baldis, welche im Orte seßhaft sind, darunter reiche und angesehene Bürger, durfte ihr Schutz angedeihen lassen.

„Trotzdem kam sie jedes Jahr in ihre Heimat zurück; denn sie war ein über die Maßen stolzes und trotziges Geschöpf. Nur einmal soll die allgemeine Verachtung ihr nahe gegangen sein. Das war, als man sie bei dem Feste eines hohen Heiligen nicht mit in der Prozession gehen lassen wollte. Sie ist seitdem in keiner Kirche mehr gewesen.

„Alle diese Dinge und noch viel anderes erfuhr man in Rom über sie.

„Nun muß ich von meinem Bruder Carlo berichten, welcher der beste, hübscheste und bravste Bursche unter der Sonne gewesen.

„Eines Abends gingen wir, ich und mein Bruder, der um vieles jünger war als ich, von dieser unserer lieben Vigna in die Stadt. Es war wie heute im Oktober, im Monat der Traubenernte. Als wir bei Ponte Molle anlangten, kamen wir mitten hinein in die Lust. Da war es nun für meinen Bruder, der eine über die Maßen fröhliche Natur hatte, gar schmerzlich, so still und sittsam an all der lauten Freude vorübergehen zu müssen. Indessen wir hatten die Magd nicht mitgenommen und konnten daher nicht in eine der vielen Osterien eintreten, da solches für die Tochter eines Bürgers, ohne Geleit eines älteren, würdigen Frauenzimmers gänzlich unschicklich gewesen wäre, auch wenn der Bruder dabei war. Recht von Herzen betrübt schlich mein guter Carlo an allen Laubhütten und Weintischen, Dudelsackpfeifern und Tambourinschlägern vorüber; und überall, wo ein frischer Lorbeerbaum aufgepflanzt war, zu Ehren des lieben, lustigen Oktobers über und über mit bunten Bändern und goldigen Flittern verziert, schielten seine fröhlichen Augen sehnsüchtig hin: Könnte ich dabei sein!

„Nun hatte ich für meinen munteren, hübschen Carlino von Kind an eine rechte Narrenliebe gehabt;

also, daß er mich von Herzen dauerte und ich ihn gar gern von meiner Seite hinweggelassen hätte. Aber das ging nun einmal nicht an; ich konnte doch nicht allein, ohne jede Begleitung weiter gehen. Und vom Ponte Molle bis an die Porta del Popolo, den ganzen flaminischen Weg, ergötzten sich die Römer mit Trinken und Musiziren, mit Singen und Tanzen, und war auf der langen Straße nicht ein Plätzlein, woselbst keine Fröhlichkeit und kein Gedränge gewesen wäre. Da wurden denn die Blicke und Mienen meines armen Carluccio immer trübseliger. Ihn zu trösten, sagte ich:

„‚Laß uns rascher gehen. Hast Du mich nach Hause begleitet, begibst Du Dich eilends wieder vors Thor.‘

„Er darauf gar kleinmütig:

„‚Ach, ich darf ja doch nicht.‘

„In diesem Augenblicke erspähte ich im Gewühl eine Nachbarin, die mit ihrem Manne und ihren beiden Töchtern vors Thor gezogen war, um auch ihr Vergnügen zu haben. Das waren redliche Leute, denen ich mich in allen Ehren anschließen konnte. Wie ich das voller Freude meinem Carluccino berichten will und auch, daß er jetzt gehen dürfte, wohin die Lust ihn trieb — da war er schon gegangen. In aller Hast und Heimlichkeit hatte er sich von meiner Seite losgemacht,

war schon weit fort von mir, schaute sich nicht um, kümmerte sich nicht, was in dem Gedränge aus mir ward, hörte auch nicht auf mein Rufen, sondern lief einem jungen Frauenzimmer nach, welches ohne jede Begleitung vors Thor gekommen und welches so schön war, daß die Leute vor ihr auswichen und ihr nachsahen.

„Neben mir standen gleichfalls etliche und schauten dem fremden Weibe nach, dessen helles Haar, durch das sie einen großen goldenen Pfeil gesteckt hatte, weithin leuchtete.

„Sie war von hoher Gestalt, und trug eine rot und gelb gestreifte Manticella um die Schultern, so daß man sie leicht im Auge behalten konnte.

„Ich fragte die Leute, welche ihr nachblickten:

„‚Wer ist die schöne Person?‘

„Sie antworteten:

„‚Das ist ja die Dionizia Baldi aus Olevano. Habt Ihr nichts von Dionizia Baldi gehört?‘

„Das hatte ich nun freilich, bekreuzte und segnete mich im Geiste, dachte indessen nicht, daß meinem Bruder etwas Böses geschehen könnte.

„Die Leute neben mir sagten:

„‚Seht dort den hübschen jungen Menschen, welcher ihr nachläuft. Den hält jetzt auch der Teufel beim Schopf.‘

„Ueber diese Worte erschrak ich heftig. Zugleich faßte mich jähe Angst um meinen Bruder, als befände er sich in großer Gefahr, aus der ich ihn retten mußte.

„Also ich, ohne mich weiter um die Nachbarin zu kümmern, meinem Carlino nach! Und ich fand ihn auch. — Maria, Gottesmutter, wie fand ich ihn! In wildem Streit mit zwei jungen Kavalieren, die der schönen Person irgend welche gröbliche Ungebühr angethan. Und das Volk dicht gedrängt um die Viere. Ich schaute meinen Carluccio an, der gar nicht mehr mein Carluccio zu sein schien, so rabiat war er, und so stark und stolz stand er da. Und ich schaute das Weib an, die Dionizia, und ich entsetzte mich schier, sowohl über ihre Herrlichkeit von Schönheit wie über anderes: Nämlich sie stand da, als kümmerte sie die Sache gar nichts und es konnte doch dabei einem Menschen ans Leben gehen, und zwar an das junge Leben desjenigen, der diesen Kampf um ihretwillen aufgenommen hatte. Denn der eine der beiden Kavaliere hatte bereits seinen Degen gezogen, mit dem er meinem armen Bruder zu Leibe ging, welcher es anders auch gar nicht zu wollen schien, sondern sich grimmig auf den vornehmen Schuft stürzte. Nun wollte der zweite seinem Kumpan zu Hilfe kommen, indessen das Volk hielt ihn fest und einige riefen: die beiden sollten ihre Sache allein ausfechten.

„Ich aber begann zu schreien, was ich vermochte:

„‚Ach, Carlo, mein lieber Bruder, willst Du Dein junges Leben um dieser schändlichen Sabinerin willen lassen? Mein Carlino, ohne gebeichtet und kommunizirt zu haben, willst Du auf der Landstraße in allen Deinen Sünden dahinfahren? Mein Carluccio, ohne an Deinen Vater, Deine Mutter, Deine Schwester und an unsern Weinberg zu denken?! Wehe! Er ersticht Dich, der schändliche Bösewicht!‘

„Da hatte er bereits den andern erstochen: mit einem Dolchmesser durch die Brust, mitten ins Herz.

„Der Kavalier fiel hin, ohne einen Laut zu thun. Den gräßlichen Schrei, den ich vernommen, hatte das Volk ausgestoßen.

„Ich wollte zu meinem Bruder, der bewegungslos dastand und auf den Toten blickte. Aber schneller als ich war die Sabinerin bei ihm, faßte ihn bei der Hand, rief ihm etwas zu und — fort waren sie beide. Das Volk machte ihnen Platz und ließ keinen durch, der sie verfolgen wollte.“

XII.

Während Sora Filomela diese seltsame Begebenheit mit erstaunlicher Lebhaftigkeit vortrug, saß ich am Tische, den Kopf in den Händen, wie schlafend. Da sie plötzlich schwieg, fuhr ich in die Höhe, und mir war's, als sähe ich am geöffneten Fenster, dem Sora Filomela den Rücken wendete, eine Gestalt verschwinden. Indessen mein Geist war allzu sehr mit dem Schicksal der schönen Dionizia Baldi und des lustigen Carlo di Tomaso beschäftigt, um auf anderes zu achten. Ich fragte:

„Warum erzählt Ihr nicht weiter?"

„Ich glaubte, Ihr schliefet."

„Ich wachte und habe alles gehört."

„Dann will ich Euch das Weitere berichten."

Und sie fuhr fort:

„Mein Carlo, mein Carlino, mein Carluccio ein Mörder und Flüchtling, mit dem schändlichen Weibe,

der Dionizia! Und ich auf der flaminischen Straße mitten unter dem Volk an der Leiche des Kavaliers, der in seinem Blute schwamm und in dessen Brust noch das Messer meines lieben Bruders steckte. Unterdessen ich in meiner Verzweiflung Gott und alle Heiligen anschrie, lärmte das Volk und leistete allen denen Widerstand, welche den Mörder verfolgen wollten, was außer dem Kumpan des Erstochenen und einigen anderen niederträchtigen Kreaturen nur etliche Päpstliche versuchten. Diese waren erst herbeigekommen, nachdem die Sache, der sie aus der Ferne zugeschaut, ein Ende genommen. Ich höre heute noch das Geschrei, die Verwünschungen der Carabinieri, höre heute noch die Musik und den Gesang der Fröhlichen, die von dem Totschlag noch nichts vernommen hatten. Denn bei diesen Festen ereignen sich solche Streitigkeiten so häufig, daß die wenigsten sich darum kümmern, und man in den Osterien fortfährt, zu tanzen und guter Dinge zu sein, nach welchen Freuden vor kaum fünf Minuten mein lieber, lustiger Bruder so sehnliches Verlangen getragen.

„Alsdann mußte ich mich nach Hause begeben, um meinen Eltern mitzuteilen, was sich mit ihrem Sohne ereignet hatte. Auf diesem schweren Gange, den ich mit wankenden Füßen antrat, begleiteten mich viele; manche aus lieber Neugier, einige, um mit mir zu klagen, mir

Trost zuzusprechen und mir sonst aus christlicher Nächstenliebe beizustehen.

„Wer aber stand meinem Vater und meiner Mutter bei?

„Meine Mutter und ich, wir saßen die ganze Nacht zusammen auf mit unseren Nachbarinnen und wehklagten um den Carlo, als ob dieser auf der Bahre läge, was für uns und für ihn besser gewesen wäre. Denn der Kavalier, den mein Bruder erstochen, war eines Herzogs Sohn und darum des Sünders Leben, hätten die Häscher ihn gefangen, unrettbar der Galeere oder dem Henker verfallen. Aber auch so hatte mein Vater seinen Sohn und Erben verflucht.

„Und all dieser Jammer um eines Weibes willen, das sündhafter und schändlicher als eine Buhlerin war!

„Der junge Herzog wurde begraben, meinem Bruder ward nachgespürt und auf sein Haupt ein Preis von tausend Scudi gesetzt.

„Von der Dionizia war nichts zu sehen und zu hören.

„Auch unser Haus wurde bewacht, weshalb wir aus Gram und Scham beinahe gleich Gefangenen lebten. Mein Vater war über Nacht schier ein alter Mann geworden und meiner Mutter Leben verlöschte unter unseren Augen. Mußte ich einmal einen notwendigen

Ausgang thun und ich sah auf der Gasse zwei beisammen stehen, so glaubte ich nicht anders, als daß sie sich erzählten: jetzt hätten sie auch den Carlo di Tomaso gefangen! Halbe Nächte saß ich auf, dachte an ihn, betete für ihn und horchte auf jedes Geräusch; denn ich meinte immer, er müßte wiederkommen oder jemand senden mit Kunde von sich.

„Gegen die Weihnachtszeit lief ein Gerücht durch die Stadt: mein Bruder befände sich mit der Dionizia in der Macchie an der Meeresküste nahe bei Ostia.

„Nun war es in jenem Jahre ein überaus kalter Winter. Einen halben Tag lang lag auf den Gassen Schnee und das Wasser in den Brunnen war zu Eis gefroren, was in Rom seit Menschengedenken nicht geschehen war. Und bei einer solchen unmenschlichen Kälte mein Bruder in der Wildnis umherirrend! Nachts im Buschwerk verkrochen, nicht wagend, ein Feuer anzuzünden, weil Rauch und Flammen ihn seinen Verfolgern hätten verraten können. Ach, und wie mochte er es beginnen, daß er mit dem Weibe nicht Hungers starb?

„Wenn ich es im Bette warm hatte, wenn ich ein Stück Brot verzehrte oder es mir sonst leidlich gut erging, so hätte ich laut aufschreien mögen; aber ich mußte stille sein, denn meine Mutter war um den Sohn einer

Sterbenden gleich, und vor meinem Vater durfte sein Name nicht genannt werden.

„Eines Nachts hörte ich an unserem Hause leise pochen. Ich sogleich auf und hinaus, heimlich und ohne Licht. Aber an der Stiege stand bereits mein Vater, die Lampe in der Hand, und wollte gerade hinunter. Ich bat ihn mit zitternder Stimme:

„‚Laßt mich gehen und öffnen.‘

„Mein Vater antwortete nicht, sah mich nur an, mit einem Blicke, daß ich kein Wort weiter hervorbringen konnte und ihn in Gottes Namen gehen ließ. Ich schlich ihm nach, so daß ich die Hausthüre sehen konnte. Und jetzt hörte ich ihn fragen:

„‚Wer ist da?‘

„Die Stimme einer Frau erwiderte:

„‚Gut Freund.‘

„Darauf öffnete mein Vater und herein trat — die Dionizia.

„Heilige Mutter Gottes, wie schaute das Weib aus!

„In einem schlechten Gewande, ohne Schmuck, mit zerrissenen Sandalen, das Haar verwirrt wie das eines Bettelweibes, das Antlitz hager durch Hunger und gelb durch Krankheit.

„Aber schön war sie immer noch, wenn auch in ihrer Schönheit schier grausig anzusehen.

„Sie schloß die Thüre hinter sich, wozu sie kaum die Kraft hatte, und sank alsdann mit dem Haupte gegen die Mauer, mit ihren geschlossenen Augen einer Toten ähnlicher als einer Lebendigen.

„Ich lief die Treppe vollends herab und auf sie zu, um sie zu stützen und zu halten; denn ich glaubte nicht anders, als daß sie umsinken und im Augenblick verscheiden würde. Aber mein Vater stellte sich zwischen mich und sie. Ich rief:

„‚Vater, Vater! Es ist die Dionizia! Sie kommt vom Carlo!‘

„Indessen mein Vater hatte sie wohl bereits an ihrer Schönheit erkannt, denn er erwiderte kein Wort, ließ mich auch nicht zu ihr.

„Da raffte das Weib sich auf, sah meinem Vater eine Weile steif ins Gesicht und sagte darauf mit schwacher Stimme:

„‚Gebt mir Wein und Brot.‘

„Mein Vater fragte:

„‚Wer seid Ihr und was wollt Ihr mitten in der Nacht in meinem Hause?‘

„Sie wiederum:

„‚Gebt mir Wein und Brot.‘

„‚Für wen?‘

„‚Für Euren Sohn.‘

„‚Ich habe nur eine Tochter.‘

„‚Euer Sohn stirbt Hungers.‘

„Da schrie mein Vater auf:

„‚Seid verflucht, Ihr und der, den Ihr meinen Sohn nennt.‘

„Aber sie sagte darauf:

„‚Verflucht ihn; nur gebt ihm zu essen.‘

„‚Geht!‘

„‚Gebt mir!‘

„‚Geht!‘

„‚Ich gehe; aber Euer Sohn stirbt.‘

„Mein Vater öffnete ihr die Thüre, doch sie blieb unbeweglich. In meiner Todesangst machte ich ihr Zeichen: sie sollte um Gottes willen gehen und auf der Gasse auf mich warten. Sie begriff mich und ging. Aber immer noch stand mein Vater, in der einen Hand die Thüre, in der andern das Licht. Als ich zu ihm trat und ihn ansprach, erschrak er dermaßen, daß er die Lampe fallen ließ. Alsdann schloß er die Thüre, schob den Riegel vor und ging im Dunkeln die Treppe hinauf, dicht an mir vorüber, ohne mir ein Wort zu sagen.

„Ich wartete, bis ich ihn in die Kammer treten und zu meiner Mutter, die aufgewacht sein mußte, mit ruhiger Stimme reden hörte. Nun öffnete ich vorsichtig die Thüre, ging auf die Gasse und schaute nach der Dionizia

aus. Ich sah sie nicht. Als ich aber leise ihren Namen rief, erhob sie sich vom Boden, trat herzu, ließ sich von mir bei der Hand nehmen und die Treppe hinauf in meine Kammer führen. Ich leitete sie an mein Bett, darauf sie augenblicklich niederfiel. Nun zündete ich Licht an, holte Wein und Brot und gab ihr von beidem. Sie aß und trank mit Gier, ohne zu sprechen, wie denn auch ich stumm blieb. Als sie sich erquickt und gestärkt, wollte ich sie nach meinem geliebten Carlo fragen. Aber sie antwortete nicht, erhob sich vom Bett und sagte:

„‚Fragt nicht, gebt mir und laßt mich gehen.‘

„Was sollte ich thun?

„Immer noch halb tot vor Jammer und Angst suchte ich zusammen: Wein, Brot, einen Schinken, getrocknete Bohnen, ein Päcklein Maccaroni und anderes mehr, was gerade im Hause vorrätig war. Aus meines Carlo wärmsten Kleidern machte ich ein Bündel, darein ich mein Gebetbuch steckte, meine goldene Kette und was ich sonst an dergleichen Dingen besaß. Die Hände zitterten mir aber dermaßen, daß ich mit dem Zusammenpacken gar nicht fertig werden konnte, und vor Thränen vermochte ich häufig nicht zu sehen, was ich that.

„Dionizia drängte zur Eile:

„‚Ich muß zurück sein, ehe er aufwacht und es ist weit.‘

„‚Wo ist er?‘

„‚Irgendwo.‘

„‚Ist er krank?‘

„‚Schwach vor Hunger.‘

„‚Was will er beginnen?‘

„‚Nichts.‘

„‚Werdet Ihr bei ihm bleiben?‘

„‚Ich bin bei ihm.‘

„‚Aber werdet Ihr bei ihm bleiben?‘

„‚Redet nicht; ich muß fort.‘

„‚Auf seinen Kopf ist ein Preis gesetzt.‘

„‚Er weiß es.‘

„‚Sie werden ihn fangen?‘

„‚Nein.‘

„‚Er liebt Euch sehr?‘

„‚Ja.‘

„‚Und Ihr ihn?‘

„‚Und ich ihn. — Auch seine Büchse müßt Ihr mir für ihn geben.‘

„‚Seine Büchse?‘

„‚Pulver und Blei.‘

„‚Ach, Dionizia —‘

„‚Schnell, gebt! Wir leben wie die Bestien, können uns nicht wehren. Die Wälder wimmeln von Wild, wir können es aber nicht schießen. Meinen Schmuck

und was ich sonst fortgeben konnte, gaben wir den Hirten für Brot. Gebt mir Eures Bruders Büchse, sonst stirbt er Hungers. Eilt Euch!‘

„Ich holte die Büchse, ich holte Pulver und Blei, holte auch von meinen Kleidern für das Weib. Aber Dionizia wollte die Sachen nicht nehmen.

„‚Ich friere nicht.‘

„‚Nehmt!‘

„‚Ich bedarf nichts.‘

„‚Sagt meinem Bruder: seine Mutter segne ihn jeden Tag.‘

„‚Und sein Vater fluche ihm zu jeder Stunde.‘

„‚Um Euretwillen.‘

„‚Ja, um meinetwillen.‘

„Sie legte die Büchse auseinander und verpackte sie zwischen den Kleidern; alsdann belud sie sich mit allem, wandte sich zum Gehen und sagte:

„‚Vor dem ostiensischen Thor, beim dritten Meilenstein steht ein hohler Ulmenbaum; dahin werde ich jede vierte Nacht kommen und nehmen, was Ihr mir für Euren Bruder in den Baum legt. Er wird es Euch danken.‘

„‚Ich danke Euch; für alles, womit Ihr ihm Eure Liebe beweist, danke ich Euch.‘

„Darauf erwiderte sie nichts, und ich führte sie aus

der Kammer, die Stiege hinunter, zum Hause hinaus. Auf der Gasse stand ich und sah ihr nach, so lange ich sie erblicken konnte. Sie ging rasch und hochaufgerichtet, als trüge sie keine Last.

„Von nun an begab ich mich jeden vierten Tag mit unserer Magd vor das ostiensische Thor in die Sankt Paulskirche und ging allein die ostiensische Straße bis an den dritten Meilenstein zu dem hohlen Ulmenbaum. Unter diesen setzte ich mich hin und war ringsum kein Mensch zu erspähen, so that ich mein Päcklein in den Baum, bedeckte es mit Steinen und Laub, sprach ein kurzes Gebet und kehrte eiligst in die Kirche zurück, woselbst ich die Alte jedesmal eingeschlafen fand.

„Diese frommen Gänge unternahm ich bis gegen den Frühling; alsdann wurde meine Mutter um vieles elender, weswegen wir aus der Stadt zogen, hinaus auf unsere Vigna. Mein Vater blieb in Rom.

„Aber die gute Luft hier draußen half meiner Mutter so wenig, wie ihr in der Stadt der Arzt geholfen hatte. Bereits nach einigen Wochen mußten wir sie mit den Sakramenten versehen lassen; darauf segnete sie ihren Carluccio zum letztenmal und verschied.

„Mein Vater wollte nunmehr von der ganzen Welt nichts wissen, am wenigsten von seiner Vigna, für die er den Erben verloren. Er nahm eine Verwandte in

sein römisches Haus und sandte mich mit der Magd und einem Knecht hinaus in die Vigna. Hier hauste ich nun, beladen mit einem dreifachen Jammer: um Vater, Mutter und Bruder. Auch ohne das wäre mein Herz schwer genug gewesen; denn ein wackerer Mann, der sich seit langem um mich beworben, hatte sich seit der Geschichte mit meinem Bruder gänzlich von mir zurückgezogen. Er war aus einer Familie, die etwas auf sich hielt und die nicht die Schwester eines Mörders unter sich dulden wollte. Auch konnte mein Bruder jeden Tag eingefangen werden und dem Tode verfallen.

„Es war eines Sonntags, einen Monat nach dem Tode der Mutter. Der Knecht war bereits am Morgen in die Stadt gegangen und die Magd am Nachmittag in Sankt Peter zur Messe. Ich saß in dieser Kammer, dort am Fenster. Auf einmal stand er draußen und sah zum Fenster herein; nämlich der Carlo. Er hätte indessen am hellen Tage mitten durch die Stadt gehen können und niemand würde ihn erkannt haben.

„Zuerst erkannte auch ich ihn nicht, sondern kreischte bei seinem Anblick laut auf; denn ich meinte nicht anders, als daß ich in meiner Einsamkeit von Briganten überfallen worden wäre und mein letztes Stündlein geschlagen hätte. Solchermaßen war mein Bruder verwandelt, mein guter, hübscher, fröhlicher Bruder!

„Ach, ihr armen, lustigen Augen —

„Ich erkannte ihn erst, als er mit einem Blick auf mein schwarzes Gewand sagte:

„‚Wer ist tot? Der Vater oder die Mutter? Oder sind sie es beide?‘

„Das fragte er ganz gelassen, mit einer heiseren, todmüden Stimme. Ich rief:

„‚Carlo, Carlo, Du bist es! Ach, mein lieber, lieber Bruder! Wo kommst Du her, wo willst Du hin? Ach, mein Carlo, vor einem Monat haben wir unsere Mutter begraben!‘

„‚Ich hätte gar gern geweint; nicht über den Tod meiner Mutter, sondern über das Leben meines Bruders. Aber meine Augen blieben trocken.

„‚Also die Mutter,‘“ sagte Carlo, und er sagte es nach einer Weile noch einmal: „‚Also die Mutter. Sie war eine brave Frau. Nun, einmal müssen wir alle sterben. Es ist nicht das Schlimmste.‘

„So sprach der Jüngling über den Tod seiner Mutter, gegen die er der zärtlichste Sohn gewesen!

„Plötzlich packte mich die Angst um ihn, daß ich nichts anderes mehr dachte als: wenn er entdeckt würde! Ich bat ihn flehentlich: „‚Komm herein! Schnell, komm herein! Ich will das Haus verschließen. Es ist sonst niemand drinnen. Komm schnell herein.‘

„Aber er blieb draußen stehen.

„‚Was thut's, wenn sie mich bekommen?‘

„‚Rede nicht so. Komm herein.‘

„Er wiederum:

„‚Was thut's, wenn sie mir den Kopf abschlagen? Das ist nicht das Schlimmste, was einem Menschen geschehen kann.‘

„In meiner Todesangst um ihn fiel mir die Dionizia ein und ich fragte ihn nach dem Weibe:

„‚Wo ist Dionizia?‘

„Ich hatte den Namen kaum ausgesprochen, als er sich gänzlich verwandelte und sich geberdete, daß ich in meinem ersten Entsetzen meinte, er wäre plötzlich von Sinnen gekommen. Aber gleich ward er wieder still und sagte:

„‚Ich will herein kommen und Du sollst das Haus verschließen. Denn Du hast recht: sie dürfen mich nicht fangen und mir den Kopf abschlagen. Denn alsdann würde noch in der nämlichen Stunde die Dionizia einen andern küssen, solch einen verdammten Bildermaler oder Steinhauer, weißt Du! Und ich müßte mit abgeschlagenem Kopf aus dem Grabe aufstehen, um auch den andern zu töten — alle die anderen! Ich würde viel zu thun bekommen.‘

„Während dieser tollen Reden war er durch das

Fenster gesprungen, welches er verschloß und verhängte. Wir verriegelten darauf das ganze Haus und kamen alsdann in diese Kammer zurück, darin mein Bruder seit seiner Kindheit gewohnt hatte, so oft wir in der Vigna gewesen.

„Sich auf das Bett werfend, gebot er mir:

„‚Bringe mir zu trinken.‘

„Ich brachte ihm ein Fiascho roten Weines — sein Lieblingswein — noch von ihm selber gekeltert. Er erkannte ihn sogleich.

„‚Das ist der Rote vom vorletzten Jahr. Laßt ihn auf dem Fasse. Gebt ihn nicht dem Händler. Das ist Hochzeitswein.‘

„Er leerte den halben Fiascho, ohne weiter ein Wort zu sagen. Ich saß ihm gegenüber an demselben Fleck, wo ich jetzt sitze, schaute ihn an und hätte an Gott und den Heiligen verzweifeln mögen. Plötzlich begann er zu reden; aber es war, als spräche er zu sich:

„‚Ja, die Dionizia! Das ist ein Weib! Zwanzig Menschenleben auf dem Gewissen zu haben thut nichts, wenn die Dionizia einen dafür küßt. Was schwatzen die Pfaffen von Seligkeit und Verdammnis? Was wissen sie davon?! Selig ist der, den die Dionizia küßt, und verdammt ist der, den sie nicht küßt. Ich bin selig und will es bleiben. Ich will!‘

„Und nach einer Weile:

„‚Ja, die Dionizia — Wie eine Bestie hat sie gelebt — aus Liebe zu mir! Sie hat gefroren und gehungert — aus Liebe zu mir! Sie hat sich halb zu Tode hetzen lassen — aus Liebe zu mir!

„‚Wie eine Bestie habe ich gelebt, wie eine Bestie und wie ein König. Denn mir hat die Dionizia gehört! Ich bin fast Hungers gestorben und ich habe davon nichts gefühlt, denn ich habe mich gesättigt an Dionizias Küssen.

„‚Um ihretwillen bin ich zu Dir gekommen — um Dionizias willen.

„‚Sie trägt ein Kind unter dem Herzen — mein Kind!

„‚Nun werden wir immer noch gejagt, nun müssen wir immer noch leben wie die wilden Tiere. Das soll die Dionizia nicht länger. Sie soll zu Dir kommen, sie soll bei Dir ihr Kind gebären, Du sollst sie pflegen, sie und das Kind.

„‚Mein und Dionizias Kind!

„‚Ich will mich von ihr trennen — aus Liebe zu ihr!

„‚Nicht auf lange, weißt Du; nur bis sie das Kind geboren.

„‚Es wird ein Knabe sein; ich werde einen Sohn haben, den Dionizia mir geboren hat.

„‚Jede Nacht komme ich und schaue nach ihr. Ich lasse Dir meine Seligkeit. Hüte mir meine Seligkeit! Ich habe wilde Träume — Träume, in denen ich nichts sehe, als dampfendes Blut.

„‚Das bedeutet, daß sie bereits an einen andern denkt, an einen andern, während sie unter dem Herzen mein Kind trägt. Das bedeutet Mord!

„‚Willst Du sie heimlich aufnehmen und bei Dir verborgen halten? Darf ich Dir die Dionizia bringen, wann es Zeit ist?‘

„Er sah mich an mit seinen todtraurigen, wie in Wahnwitz glühenden Augen, fragend, bittend, flehend — Was hätte ich thun sollen?

„Ich sagte ihm:

„‚Carlo, mein lieber Bruder, bringe die Dionizia zu mir; bringe sie zu mir, wann Du willst. Ich will sie hüten, mehr als mein Leben.‘

„Da dankte er mir mit Thränen in seinen armen, todtraurigen Augen.

„Ich konnte erst weinen, nachdem er längst wieder gegangen war.

„Als es Sommer ward, begann ich alles für die Dionizia vorzubereiten — in aller Heimlichkeit. Mein Vater kam niemals in die Vigna und unsere Magd war eine treue Person. Trotzdem schwieg ich noch einstweilen

zu ihr. Das Lager für die Wöchnerin bereitete ich in meiner Kammer, die außer der Dienerin niemals jemand betrat. Auch für andere Dinge sorgte ich, so gut ich es eben verstand. Bei jedem Stücklein Linnens gedachte ich des armen kleinen Lebens, welches darin eingehüllt werden sollte, und betete darüber einen Segensspruch. Als die ersten reifen Pfirsiche von den Bäumen genommen wurden, war ich mit allem fertig und harrte unter Zittern und Zagen, daß mein Bruder mir das Weib bringen sollte. Heilige Maria — sie war nicht einmal sein Weib.

„Ich wartete Tag für Tag, eine Woche nach der andern — aber sie kam nicht.

„Längst mußte die Zeit, da die Dionizia gebären sollte, verstrichen sein, und ich wartete immer noch.

„Was war geschehen?

„Waren Beide tot?

„Oder war sie fort von ihm?

„Aber sie trug ja sein Kind unter dem Herzen!

„Wie treu hatte sie bei ihm ausgeharrt! Während er schlief, war sie von der ostiensischen Macchia nach Rom gelaufen, um für ihn von seinem Vater Speise und Trank zu erbetteln, sie, das trotzige, stolze Geschöpf! Jede vierte Nacht war sie bis zum Thor gewandert, um für ihn das Brot aus dem hohlen Baum zu nehmen.

Ich hatte es ja gesehen, in welchem Elend sie gewesen — alles für ihn!

„Aber alsdann fielen mir immer wieder und wieder die wilden und wirren Worte ein, die mein Bruder über sie gesprochen. Der Aermste glaubte ja selbst, daß sie ihn einmal verlassen könnte, und diese Gedanken waren es, welche ihn schier toll machten, und nicht der schreckliche Umstand, daß er dem Tode verfallen war und in den Wäldern leben mußte gleich einem wilden Tier.

„Sie hatte es bei keinem lang ausgehalten — —

„Doch — sie trug ja sein Kind unter dem Herzen!

„Und ich fuhr fort zu warten; indessen niemand kam, mir Kunde von ihnen zu bringen.

„Da hatte ich einmal in der Stadt zu thun, und als ich auf die Piazza del Popolo kam, sah ich eine Sabinerin vor mir hergehen. Heilige Muttergottes — der Schreck fuhr mir in die Glieder, daß ich glaubte, ich müßte augenblicklich niederfallen. Denn eine solche Gestalt, einen solchen Gang und ein solches Haar hatte auf der Welt nur eine — die Dionizia Baldi aus Olevano.

„Mein zweiter Gedanke war:

„Carlo, mein lieber, armer Bruder!

„Das gab mir Kraft.

„Ich schickte die Magd in die Kirche der heiligen

Jungfrau, welche an dem Platz gelegen ist, und ging eilends dem Weibe nach. Und in der Mitte des Platzes, dort, wo der hohe, spitze Stein aufgerichtet steht, um den die vier steinernen Löwen Wasser speien, an jener Stelle holte ich die Sabinerin ein.

„Sie war es! — in ihrer ganzen herrlichen Schönheit, die Dionizia Baldi! Nur um ein weniges schlanker und bleicher im Gesicht, und daß sie keinerlei goldenen Schmuck hatte, nicht einmal ein Ohrgehänge; aber sie ging in einem schönen roten Gewande.

„Maria, Gottesmutter! Sie hielt in ihren Armen ein Kind, dem sie die Brust gab.

„Ich rief sie an:

„‚Dionizia! Dionizia Baldi!‘

„Darauf blieb sie stehen, blickte mich an, so gelassen und fremd, als hätte sie mich niemals in ihrem Leben gesehen. Dann wandte sie langsam die Augen von mir ab nach dem Kinde an ihrer Brust und lächelte ihm zu. Bei dem allmächtigen Gott — das Weib lächelte! Ich trat dicht an sie heran und fragte sie und es versetzte mir beinahe den Atem:

„‚Wo ist mein Bruder, dessen Kind Ihr säugt?‘

„Sie antwortete, immerfort auf das Kind blickend und es gar holdselig anschauend:

„‚Ich weiß es nicht.‘

„‚So ist mein Bruder nicht bei Euch?‘

„‚Nein.‘

„‚So habt Ihr meinen Bruder verlassen?‘

„‚Ja.‘

„‚Gott sei Euch gnädig! Was habt Ihr gethan?! Mein armer Bruder! — Und Ihr wißt nicht, wo er ist?‘

„‚Er weiß, wo ich bin und wird den Weg zu mir finden. Lebt wohl.‘

„Damit ging sie, ohne ein einzigesmal ihre Augen von dem Kinde gewendet zu haben.

„Ich ließ sie gehen, stand steif und starr da, mitten auf dem Platz, besann mich endlich, daß ich sie nicht so fortgehen lassen durfte. Also ging ich ihr nach und im Corso holte ich sie ein.

„‚Dionizia Baldi, hört mich, um Gottes willen, hört mich.‘

„Diesesmal blieb sie nicht stehen, nicht einmal, daß sie sich nach mir umblickte. Aber gleich darauf war ich an ihrer Seite. Sie schaute mich mit ihren herrlichen Augen zornig an und sagte mit gedämpfter Stimme:

„‚Was wollt Ihr noch von mir? Sprecht leise. Das Kind ist eingeschlafen.‘

„Ich ging neben ihr hin und sprach leise, um das schlafende Kind nicht zu wecken:

„‚Ach, Dionizia — mein armer Bruder hat für Euch einen Mord begangen. Sein Vater fluchte ihm, seine Mutter starb darum und er muß sich in den Wäldern und Wildnissen verbergen. Ihr habt seine Seele auf Eurem Gewissen. Nun habt aber auch Ihr ihn geliebt. Welcher böse Geist ist in Euch gefahren, daß Ihr meinem Bruder dieses anthun konntet? Hättet Ihr ihm doch lieber sein Messer ins Herz gestoßen, da er in Euren Armen lag und schlief. Dionizia Baldi, ich fordere meines Bruders Seele von Euch, steht mir Rede.‘

„Sie aber schwieg.

„Ich redete weiter, halbtot vor Jammer und Angst.

„‚Ihr haltet sein Kind an Eurer Brust — im Namen dieses Kindes fordere ich von Euch, mir Rede zu stehen.‘

„Da sagte sie mir, ohne ihren Blick von dem friedlich schlummernden Kinde zu heben:

„‚Ich muß frei sein.‘

„Ich schrie beinahe auf:

„‚Aber Ihr liebet meinen Bruder doch noch?‘

„Wiederum ihre Antwort:

„‚Ich muß frei sein. — Geht.‘

„Ich ging jedoch nicht, ich blieb dicht an ihrer Seite und fuhr fort, leise in sie hinein zu reden:

„‚Kommt mit mir! Dionizia, kommt mit dem Kinde zu mir hinaus in unsere Vigna. Bleibt mit dem Kinde bei mir. Ich will Euch achten, als wäret Ihr meines Bruders eheliches Weib, und Ihr sollt gleich meiner Schwester sein. Nur kommt, kommt mit mir, gleich heute, diesen Augenblick.‘

„Aber sie schwieg.

„‚Wenn Ihr nicht mit mir kommt — wißt Ihr, was dann geschieht?‘

„‚Ich weiß es.‘

„‚Mein Bruder wird Euch finden, mein Bruder wird Euch töten.‘

„‚Das wird er.‘

„‚Kommt mit mir!‘

„‚Ich komme nicht.‘

„‚Aus Barmherzigkeit —‘

„‚Laßt mich!‘

„Ich ließ sie.

„Das Kind war erwacht und begann heftig zu weinen. Ich hörte, wie sie es, ohne der Menschen auf der Straße zu achten, wieder in Schlaf sang.

„Die nächste Zeit verstrich für mich in einer schrecklichen Erwartung. Am Tage saß ich da, that nichts, starrte vor mich hin und dachte: Jetzt ist es geschehen, jetzt liegt sie in ihrem Blute. Gott sei ihrer armen

Seele gnädig. Keine Nacht mehr verschloß ich das Haus, ließ jede Nacht die Lampe brennen und stellte Wein zurecht. Denn ich wußte, daß er zu mir kommen würde, wenn er es gethan hätte.

„Und er kam — mitten in der Nacht und brachte mir das Kind und das Kind war mit dem Blut der Mutter bespritzt.

„Er hatte sie getötet, als sie eben dem Kinde zu trinken geben wollte. Sie hatte das Kind schnell fortgelegt, sein Gesicht mit einem Tuche bedeckt und sich darauf von ihm töten lassen.

„Er sagte:

„‚Ich wußte längst, daß sie nicht bei mir bleiben würde, sie hatte es mir längst gesagt und ich hatte ihr gesagt, daß ich sie alsdann töten würde. Damals trug ich es in mir wie Himmel und Hölle zugleich; jetzt bin ich ruhig, jetzt haben wir beide Frieden.‘

„Ich fragte ihn, was er beginnen wollte.

„‚Ich gehe in die Volskerberge unter die Briganten. Was soll ich anderes thun? Mich selbst angeben? Ich will leben bleiben, wäre es auch nur, um an die Dionizia zu denken und daß ich von ihr geküßt worden bin.‘

„Ach, was sollte ich beginnen, ich, seine arme, hilflose Schwester?

„Auf ewig von ihm Abschied nehmen, ihn für ewig ziehen lassen.

„Seine letzten Worte waren:

„‚Laß das Kind niemals erfahren, was seine Mutter gewesen. Bleibe ich am Leben, so komme ich wieder und hole es.‘

„Er ist nicht wieder gekommen.

„Dionizia Baldi aber ward von den Künstlern zu Grabe getragen, als wäre sie eine Königin, und halb Rom ist ihrer Leiche gefolgt.“

XIII.

Nach einer langen Weile fragte ich:

„Warum habt Ihr das Kind Eures Bruders und der Dionizia fortgegeben? Es hätte gleich Eurem eigenen sein sollen; denn als solches war es Euch überlassen worden und Ihr hattet dafür die Verantwortung übernommen."

Die gute Frau erwiderte mir mit einem Thränenstrom und vermochte erst nach vielem Schluchzen und Seufzen zum Reden zu gelangen:

„Ach, mein lieber Bruder Angelikus, zu den vielen Sünden, zu denen ich mich bekennen muß und für die Ihr beim Himmel Fürbitte einlegen sollt, gehört auch diese schwere Schuld. Aber — was hätte ich thun sollen? Ueber ein Jahr behielt ich das Kind bei mir, zog es mit Eselsmilch und süßem Brei auf und trug wahrhafte Muttersorgen darum. Denn weil es so jäh von der Brust seiner Mutter gerissen worden, war es

überaus jammervoll an seinem Leibe. Auch ließ ich es christlich taufen und ihm den Namen Clelia geben. Vor langen Zeiten hatte eine überaus keusche und tugendhafte römische Jungfrau so geheißen, was mir in der Schule gelehrt worden war. Diese Taufe veranstaltete ich sowohl aus innigster menschlicher Liebe als aus christlichem Erbarmen, weil ich nicht wußte, ob die Dionizia, die eine rechte Heidin gewesen, ihr Kind bereits hatte taufen lassen.

„Das Kind war über ein Jahr bei mir und ich dachte nicht anders, als daß es Zeit seines Lebens bei mir bleiben und gedeihen sollte. Da starb mein Vater und ich erbte viel Geld und Gut.

„Kaum war mein Vater begraben und ich trug noch schwer an diesem neuen Jammer, als mir ein großes Glück zu teil werden sollte: jener redliche Mann, mein seliger Gatte Gentile, bewarb sich von neuem um mich armes, verlassenes Geschöpf. Ach, mein guter und frommer Bruder Angelikus, sagt selbst — was hätte ich ältliches Frauenzimmer thun sollen? Mein Bruder Carlo war in den Volskerbergen unter den Briganten, meine Eltern lagen im Grabe, ich stand gänzlich allein in der Welt, darin ich reichlich Herzeleid erfahren hatte, und endlich wohl auch meinen kleinen Teil an Freuden erleben durfte. Nun war mein guter Gatte ein gar

gewaltiger Ehrenmann, obendrein rabiat wie eine wütende Bestie und eifersüchtig wie der Mohr von Venedig. Auch war es keine geringe Sache von ihm — dafür ihm in der Ewigkeit nach Verdienst gelohnt werden mag! — die Filomela di Tomaso zu seinem Eheweibe zu begehren, wo doch mein armer Bruder solchen Schimpf über die Familie gebracht, während die seine aus lauter tugendhaften und ehrenwerten Leuten bestand. So hätte ich denn nächst den Heiligen meinem lieben Gentile auf den Knieen danken und ihm Zeit seines Lebens Gutes und Liebes erweisen müssen, weil er sich zu guter Letzt meiner dennoch erbarmte und mich zu seiner Frau machen wollte.

„Nun war das Kind der Dionizia bei mir, von dem mein braver Gentile nichts wissen durfte, damals nicht und niemals. Denn das hätte Mord und Totschlag gegeben. Mein wackerer Gentile war darin nämlich ganz so, wie mein Vater gewesen, und durfte der Name meines Bruders vor ihm nicht genannt werden. Heilige Jungfrau Maria! Und wenn nun von meinem Bruder gar ein Kind im Hause gewesen wäre!

„Als daher mein redlicher Gentile zum zweitenmale um mich warb, brachte ich in großem Jammer, aber in großer Eile das liebe Kind aus Rom fort nach Olevano, woselbst ich die Gevatterin der Dionizia fand — eben

die bewußte Ninetta. Das war ein überaus armseliges Weib, schien mir indessen ein recht christliches Gemüt zu haben. Auch hatte die Dionizia, wenn sie des Sommers nach Olevano kam, stets bei diesem Weibe gelebt. Also ich übergab der Ninetta, dieser Seelenverderberin, das Kind, dessen Ursprung ich dem schändlichen Gemüt erzählte. Diese versprach mir denn auch hoch und heilig, dafür Muttersorgen zu tragen, schwatzte und schwatzte, ach, und beschwatzte mich.

„Mit dem vielen Gelde, das ich ihr gab, zog sie aus Olevano fort, nach Subiaco hinunter; denn ich wollte nicht, daß das Kind, wenn es erwachsen wäre, in dem Heimatsort seiner Mutter die Leute von der Dionizia Baldi erzählen hören sollte. Ach, Ihr wißt, wie alles gekommen und daß die Tochter noch schändlicher geworden, als es die Mutter gewesen.

„Ich aber heiratete in Frieden und in Freuden meinen Gentile, den lieben, trefflichen Mann. Und das muß ich ihm im Grabe nachsagen: er behandelte mich recht christlich gut, wenn ich auch die Schande, die nun einmal auf meiner Familie liegt, täglich von ihm zu hören bekam — mein lieber Bruder Angelikus, beinahe zwanzig Jahre jeden Tag!

„Um meinem redlichen Gentile nicht unrecht zu thun, muß ich sagen, daß an einer solchen Bestialität

mein bißchen Geld und Gut große Schuld trug, darüber mein ehrlicher Gentile alle Gewalt haben wollte. Indessen, da der Himmel uns keine Kinder bescherte, gedachte ich stets der Tochter der Dionizia und verweigerte meinem armen guten Gentile, was er von mir verlangte — mein lieber und frommer Bruder Angelikus, beinahe zwanzig Jahre jeden Tag!

„Es war ein rechtes Höllenleben.

„Nun ist er tot, der liebe Mann, nun quälen mich seine Leute, die ganze rechtliche Familie Gentile, mit demselben, womit und warum mein teurer Gentile mich Zeit seines Lebens beinahe zu Tode gequält hat: die ganze Familie Gentile wirft mir die Schande der Familie di Tomaso vor und begehrt derentwegen von mir mein Geld und Gut.

„Aber das bekommen sie nicht, die schändlichen, schlechten Menschen! Nicht einen Bajocc' bekommen sie, und sollte mein seliger Gentile sich deswegen im Grabe umdrehen; denn nun ist das Kind der Dionizia Baldi meine Tochter.

„Und so soll es bleiben."

So sprach die Pflegemutter Clelias, und was hätte ich ihr wohl anderes sagen können, als:

„Sora Filomela, Ihr seid eine treffliche Frau."

*
* *

Als ich mich noch vor Anbruch des Tages erhob, stand der junge Sabiner bereits draußen vor dem Hause. Ich öffnete ihm die Thüre, ging mit ihm in meine Kammer und fragte ihn: wo er die Nacht kampirt habe? Indem ihm alles Blut zu Gesicht stieg, bekannte er mir, daß er die Nacht unter dem Fenster seiner Verlobten zugebracht. Ich lächelte ein wenig und führte ein letztes langes Gespräch mit ihm, bei welchem der junge, heißblütige Mensch mein ganzes Herz gewann.

Nun erschien auch Sora Filomela unten im Hause. Sie erstaunte nicht wenig, uns zwei bereits beisammen zu finden, schaute sich heimlich nach den erwarteten Liebesspenden um und war gar nicht befriedigt, als sie vernahm, welches Nachtquartier der Verlobte dem Bette in einem guten römischen Gasthause vorgezogen hatte. Darauf sprach ich von meinem nahen Scheiden und wie ich noch in der Frühe gehen wollte, worüber Sora Filomela und der junge Sabiner ein solches Lamento erhoben, als ob ein Sohn und Bruder von ihnen fortgehen wollte. Aber mein sofortiger Aufbruch ward dadurch verhindert, daß ich kein geistliches Gewand besaß und ein solches aus Rom erst beschafft werden mußte. Ueber diesen kleinen Aufschub bezeigten die beiden guten Menschen eine solche Freude, als ließe ich ihnen damit eine Wohlthat angedeihen, wie sie denn überhaupt nicht

wußten, was sie anfangen sollten, um mir genug Liebes und Gutes zu erweisen.

Sehr betrübt zeigte sich der junge Terenzio, als ich ihn allen Ernstes bat, sogleich nach Rom zu gehen und mir eine Kutte zu holen. Er drohte mir, auf diesem Gange mehrere Tage ausbleiben zu wollen, worauf ich ihm versicherte, daß er ganz gewiß laufen würde, um so rasch als möglich wieder bei seiner Verlobten zu sein.

Und er lief!

Als er fort war, begab sich Sora Filomela zu Clelias Kammer hinauf, kam indessen bald zurück, klagend: Clelia habe sich eingeschlossen und gebeten, sie diesen ganzen Tag allein zu lassen. Sie ließe mich grüßen und mich bitten, erst morgen zu gehen: sie müßte mich noch einmal sprechen.

Gegen Mittag kam Terenzio aus Rom zurück, in Schweiß gebadet und atemlos. Ihn begleitete ein Knabe, welcher in einem Korbe eine Kutte trug und Geschenke für die Verlobte und deren Tante: Geschmeide, seidene Tücher, verzuckerte Früchte und viele andere Dinge; auch für mich ein schönes Brevier und einen prächtigen Agnus. Sora Filomela war über ihre Gaben glückselig wie ein Kind, lief damit hin und her, betastete alles immer wieder von neuem und putzte sich damit auf. Clelia indessen sendete alles zurück und ließ

ihren Verlobten bitten, er möge ihr verzeihen, aber sie könne von ihm keinerlei Geschenke annehmen. Das gab einen Jammer! Der leidenschaftliche junge Mensch wollte schier verzweifeln, hätte sich am liebsten ein Leides angethan und warf sich schließlich wie ein ungeberdiges Kind mitten in der Halle auf den Boden nieder.

Nachdem er sich einigermaßen beruhigt, überließ ich ihn der trefflichen Sora Filomela, begab mich in meine Kammer, woselbst ich mich mit sehr langsamer Hand meiner weltlichen Kleider entledigte und das geistliche Gewand anzog. Dabei gedachte ich der ersten Wandlung meines äußeren Menschen, die ich in solcher Seligkeit an mir vollbracht hatte, in solcher Zuversicht — in solchem Glauben! Es ergriff mich eine heftige Sehnsucht nach jenen heiligen Empfindungen, wie man beim Anblick einer verwelkten Blume wünschen möchte, daß sie noch Knospe wäre. Ich band die Sandalen an meine nackten Füße, schnürte den Strick wie einen Bußgürtel um meinen Leib, kniete nieder, um heiß und inbrünstig zu beten. Wie ward mir, als alle frommen Gedanken sich mir versagten, als meine Seele, anstatt dem Himmel zuzustreben, an der Erde haften blieb — als ich nicht beten konnte!

Nach langem Ringen im Gebet mußte ich es aufgeben, mich Gott zu nahen, und ich fühlte mich von

einer unsäglichen Angst gefaßt, daß ich das Gebet überhaupt verloren hätte, es auch nicht wieder finden würde und somit von jeder Hoffnung ausgeschlossen wäre, mir jemals den vollen Glauben und das wahre Christentum zu erwerben — also ausgeschlossen bliebe von der Gnade und Barmherzigkeit Gottes.

Ich wußte aber nicht, wie ich weiter leben sollte, wenn ich nicht mehr durch das Gebet zu Gott gelangen konnte, und ich fühlte, daß ich alsdann sinnlos werden würde.

In meiner Herzensangst verließ ich die Kammer und das Haus, wobei ich Sorge trug, Sora Filomela und dem Verlobten nicht zu begegnen, da ich mich schämte, in der ehrwürdigen Gestalt meines Mönchsgewandes vor sie hinzutreten und in so unwürdiger Verfassung der Seele. Ich schlich durch die Vigna, gelangte ungesehen hinaus, stieg durch das hohe Buschwerk den Berg vollends hinan und jenem Gebäude zu, welches Villa Madama genannt wird und welches ein überaus ödes und trübseliges Bauwerk ist, einstmals von großer Pracht und Herrlichkeit, jetzt aber seit langem lediglich von Geistern und den Tieren der Wildnis bewohnt. Hier, auf einer Terrasse, hinter einem Dickicht, warf ich mich nieder, drückte mein sündiges Antlitz gegen die göttliche Erde und stand nicht eher wieder auf, als bis ich mich geläutert und erhoben fühlte.

Dieses gelang mir nur dadurch, daß ich nicht meines Gelübdes gedachte, welches mich an die Kirche fesselte, sondern des freien Willens, welcher dem Menschen die Macht gibt, nach eigener Wahl gut oder böse zu sein. Aber ach! Wie schwer ist allein das eine: unablässig sein ganzes Leben über in seinem Innern nach dem Guten zu streben — und nun gar erst das Gute auch äußerlich in seinen Thaten zu üben — — Für dieses einemal jedoch half mir die Gewißheit meines festen Willens.

Es war unterdessen Abend geworden, und da ich den Berg hinabstieg, erglühte das ganze weite Land unter mir in dunklem Glanz. In der Vigna kam mir Sora Filomela entgegen, die bei meinem Anblick stehen blieb und mich nicht zu erkennen schien. Da begrüßte ich sie demütig und machte über ihr das Zeichen des Kreuzes, was ich bis dahin niemals gethan. Die gute Frau stand stumm vor mir, blickte mir ins Gesicht und begann bitterlich zu weinen. Auf meine Frage, warum sie weine, erwiderte sie, das wisse sie selbst nicht, indessen weinen müsse sie nun einmal.

Wir gingen miteinander dem Hause zu und ich erkundigte mich, ob Clelia nach ihrem Verlobten gefragt? Nein, das hätte sie nicht gethan; es wäre eben ein gar zu wunderliches Geschöpf.

Wir waren denn auch bereits im Begriffe, uns ohne sie zur Abendmahlzeit niederzusetzen, und ich wollte eben — gleichfalls zum erstenmal, seitdem ich mich in dem Hause befand — ein Tischgebet sprechen, als Clelia erschien, mit geneigtem Haupte dem Gebet zuhörte, alsdann uns alle grüßte und sich zu uns an den Tisch setzte, aber nicht neben ihren Verlobten, sondern neben mich. Ohne selbst etwas zu genießen, bediente sie mich auf das eifrigste, ganz so, wie sie bei jenem einen nächtlichen Mahle gethan, nur daß sie diesesmal ihren Dienst schweigend und mit einer gewissen Feierlichkeit verrichtete.

Nachdem der Tisch abgeräumt worden, saßen wir gleich Menschen, die auf Nimmerwiedersehen auseinandergehen, noch lange beisammen, und da ich nichts zu sagen wußte, so gedachte ich meines Gesanges. Nun hatte man mich um meines Gesanges willen zum Christentum bekehren lassen. Aber seitdem ich Christ geworden, hatte ich es bis zu dieser Stunde nicht über mich vermocht, auch nur einen Ton zu singen; und hätte der Abt mir das Singen geboten, so würde ich ihm darin den Gehorsam verweigert haben. Indessen er hatte es mir niemals aufgetragen, weder in der Klosterkirche vor ihm und den Mönchen, noch beim öffentlichen Gottesdienst vor dem Volk zum Preise des Höchsten meine Stimme zu erheben. Bei jenem schweren Schweigen überfiel mich jedoch eine

jähe Sehnsucht nach der Himmelsgabe des Gesanges. Ich begann zu singen, zuerst leise, sodann laut und lauter. Und zwar sang ich kein christliches Lied, sondern einen jüdischen Klagegesang. Darüber entsetzte ich mich selbst, wollte abbrechen, fuhr indessen fort und erschallte zuletzt meine Stimme, als stünde ich am heiligen Feiertag in der Synagoge vor allem Volk, darunter meine Eltern, Mose und Myrrha — —

Ein Wind fuhr durch die offene Thür und löschte die Lampe; doch niemand stand auf, das Licht wieder anzuzünden.

Bei Sonnenaufgang am andern Morgen erhob ich mich in aller Stille vom Lager und verließ das Haus. Da ich hastig durch den Laubgang schritt, erblickte ich Clelia, bereits vollständig angekleidet, einen schwarzen Schleier um den Kopf, mir entgegenschauend, als erwartete sie mich. Ich ging auf sie zu und wußte nur zu sagen:

„Ach, Clelia, seid Ihr es?“

Sie antwortete:

„Ich wußte, daß Ihr um diese Zeit gehen würdet, und ich gehe mit Euch, so weit ich mit Euch gehen kann, das ist bis zur Pforte Eures Klosters. Mein Verlobter weiß davon.“

„So kommt!“

Und wir gingen.

An die Vigna stieß ein Cannenrohrfeld, durch welches ein schmaler Pfad bis zum Tiber führte. Diesen schlugen wir ein, schritten am Fluß entlang, alsdann über Ponte Molle und auf der flaminischen Straße dahin. Sobald die Breite des Weges es erlaubt hatte, war Clelia an meine Seite getreten.

An diesem Herbsttage war es auf der Straße einsamer, als es damals an jenem Oktoberabend gewesen, als die treffliche Sora Filomela mit ihrem Bruder Carlo denselben Weg gegangen war. Jener beiden mußte ich gedenken, als plötzlich Clelia sagte:

„Hier mag es gewesen sein, wo mein Vater meiner Mutter nachgelaufen kam und den Kavalier erstach.“

Ich erschrak bis in mein Herz hinein, suchte mich zu fassen und fragte:

„Was meint Ihr? Ich verstehe Euch nicht.“

Clelia versetzte:

„So muß ich es Euch denn sagen. Ich habe erfahren, was meine Mutter für eine gewesen und daß sie meinen Vater verlassen, da sie mich unter dem Herzen trug. Als meine Tante Euch die Geschichte ihres Bruders Carlo und der Dionizia Baldi erzählte, habe auch ich zugehört.“

Was sollte ich darauf erwidern?

Sie sprach weiter in der ruhigen, gelassenen Weise, die sie nach und nach angenommen hatte:

„Ihr wißt, wofür ich meine Mutter gehalten: für eine tugendhafte, rechtschaffene Frau, zu der ich hätte beten können wie zu einer der Heiligen, ja wie zu der göttlichen Mutter selber. Ach, wie habe ich mich geschämt, so oft ich meiner Mutter dachte, wie habe ich mich geschämt! Damit ist es nun nichts mehr."

Ich rief:

„Clelia, Clelia, was redet Ihr? Bedenkt, was Ihr redet!"

Mit einem Blicke, der mir durch die Seele ging, entgegnete sie:

„So von seiner Mutter zu reden — es mag sich abscheulich anhören. Aber wie abscheulich ist es erst, so von seiner Mutter reden zu müssen! Wenn ich denke, ich werde das Weib des wackeren Terenzio und ich gebäre meinem Manne Kinder — eine Tochter! Und das Mädchen muß einstmals auch so abscheulich von seiner Mutter reden — oder das Mädchen wird selber, wie seine Mutter gewesen — muß so werden —"

Ich blieb stehen und schaute sie voller Entsetzen an und die Worte wollten mir kaum über die Lippen:

„Muß so werden? Die Tochter wie die Mutter gewesen — Und muß so werden? Muß, muß!"

„Bin ich nicht so geworden?“ fragte sie zurück. „Ich will Euch eine Geschichte erzählen — — Da war in Subiaco auch die Tochter einer solchen Mutter, eine Waise wie ich. Die Angehörigen thaten das Mädchen in ein Kloster, woselbst sie eine der Sittsamsten und Frömmsten ward. Als sie siebenzehn Jahre zählte, nahm man sie heraus und verheiratete sie mit einem wackern Mann, und bereits wenige Monate nachher war die Tochter geworden, was die Mutter gewesen. Jenes schändliche Weib heißt Agata Sorani. An diese Agata Sorani werde ich fortan immer denken müssen, wenn ich des wackeren Terenzio Frau geworden. Ach, warum seid Ihr gekommen, um meine Seele zu retten? Besser, sie wäre für ewige Zeiten verloren geblieben.“

Das war ein großes Leid, welches mich noch in dieser letzten Scheidestunde betraf.

Die Straße belebte sich allmälich; wir aber gingen dahin durch die vielen Menschen, langsam, langsam, ohne zu bemerken, daß wir nicht länger einsam waren. Ich vermag mich auch nicht zu besinnen, was ich auf jenem letzten Gange zu Clelia gesprochen habe; ich weiß nur noch, daß es mir zu gelingen schien, sie zu beruhigen und ihren Geist von solchen über die Maßen schrecklichen Gedanken und Vorstellungen abzuziehen. Wenigstens that sie wie neu belebt, war zuversichtlich und hoffnungsvoll.

Sie gestand mir: es habe in den letzten Tagen über ihrer Seele gleich einem schweren schwarzen Schleier gelegen, der jetzt von ihr genommen sei; sie fühle sich, seit sie es mir gesagt, ihrer Angst los und ledig, und es sei nun auch dieses von ihr genommen und habe ich sie nun auch von diesem befreit und erlöst.

Wir hatten die Stadt erreicht und unsere Schritte dem Corso zugewendet, der zum Glück eine überaus lange Gasse ist, die wir nicht schneller durchwanderten als die flaminische Straße. Und noch immer glitten die Menschen gleich Schatten an uns vorüber.

In dieser letzten Stunde erzählte ich Clelia von meiner Kindheit, vom Ghetto, von meinen Eltern, von meinem elterlichen Hause, selbst von unserer alten Magd, der Rebekka, und alles von Mose. Auch berichtete ich ihr, wie ich Christ geworden.

Ach, das Mitleid, das aus ihrer leisen Stimme zu mir sprach, aus ihren traurigen Augen mich ansah. Ach, das heilige Mitleid dieses Weibes!

Am venetianischen Palast wies ich ihr die Stelle, wo die beiden vom Volke gehetzten Judenknaben für tot hingefallen waren, und ich wies ihr am Forum den Titusbogen.

Als ich, meiner Pflicht gemäß, durch den Bogen gehen wollte, faßte sie meine Hand und führte mich außerhalb des Bogens an demselben vorüber.

Nun stiegen wir Hand in Hand die Velia hinan, nun waren wir angelangt.

Ich bat sie, sogleich fortzugehen.

Sie löste ihre Hand aus der meinen, sah mich an, nickte mir zu, wendete sich und ging.

Ich stand und schaute ihr nach; aber sie sah sich nicht um nach mir — nicht ein einzigesmal!

In der Senkung der Straße verschwand sie mir, als sänke sie vor meinen Augen in ein Grab. Der goldige Morgensonnenschein flutete über die leere Stelle hin, die Gebüsche grünten daneben auf; ich aber stand einsam, in meiner Hand den Glockenstrang.

Da vernahm ich aus der Ferne leisen Gesang:

„Ach, meine müden Füße! — Ich muß schreiten
Den Weg allein,
Und ruht' am liebsten aus
Im Grab zu Zwei'n."

Ich zog den Glockenstrang — —

XIV.

Und ich zog den Glockenstrang — —

Als der Bruder Pförtner nachschaute, wer Einlaß begehrte, trat ich ein weniges zurück und rief:

„Entsetzt Euch nicht, Bruder Girolamo; ich bin es, der Bruder Angelikus. Aber ich bin nicht mein Geist, wie Ihr vielleicht denken mögt, sondern stehe als Fleisch und Blut vor Euch.“

Der Bruder Girolamo entsetzte sich denn auch gar nicht, mich, dessen Totenschein man im Kloster besaß, so unerwartet lebendig vor sich zu sehen. Er sprach den üblichen Gruß so gelassen, als ob ich von einem meiner gewöhnlichen Almosengänge zurückgekehrt wäre. Ich ließ mich sogleich bei dem Abt melden.

Auf dem Wege zu dem Hochwürdigen begegnete ich einigen der dienenden Mönche; sie warfen einen scheuen Blick auf mich und schritten stumm an mir vorüber. Ich mußte daran denken, daß in einem Hause

Gottes die Liebe keine Heimstätte hatte, selbst nicht die fromme Bruderliebe unter Brüdern. Ach und ich fühlte mich mehr denn jemals von Sehnsucht nach Liebe durchdrungen; zugleich erschien mir nichts leichter, als dieses Verlangen zu stillen: man hatte sich eben lieb, der Mensch den Menschen. Der Abt empfing mich mit großer Strenge, er wies mir den Totenschein vor:

„Verantworte Dich."

Das vermochte ich nun nicht; alles, was ich sagen konnte, war:

„Ich habe mich schwer vergangen und bitte um gnädige Strafe."

Darauf berichtete ich meine tötliche Verwundung und wie ich mich drei volle Wochen von jenem Weibe hatte pflegen lassen, ohne im Kloster davon Anzeige zu machen. Der Abt fragte:

„Warum hast Du mir keinen Boten gesendet?"

Ich erwiderte nichts, sondern bat nochmals; man möchte mich richten nach meinem Vergehen und mich die Buße umgehend vollziehen lassen. Der Hochwürdige rief aus:

„Was soll ich mit Dir beginnen?"

Ich wußte es auch nicht.

Die Strafe, die mir zuerteilt ward, hätte schwerer ausfallen können; ich nahm sie dankbaren Gemütes hin.

Drei volle Monate lebte ich im Kloster wie ein Begrabener. Von den Brüdern durfte keiner ein Wort zu mir reden, ich durfte zu keinem ein Wort sagen. Meine Kost erhielt ich im Refektorium an einem besonderen Platz, woselbst ich Speise und Trank knieend einnahm. Ebenso von den anderen geschieden, mußte ich in der Kirche den Andachten beiwohnen; die übrige Zeit verbrachte ich in meiner Zelle mit Gebet und Buße. Ich durfte das Kloster niemals verlassen, selbst der Aufenthalt im Garten blieb mir untersagt; nur in jenem Hof, wo meine Eltern zu mir geredet hatten und wo der Bruder Eustachius begraben lag, erhielt ich Erlaubnis, für eine Stunde auf und ab zu wandeln. So wandten sich Geist und Körper mehr und mehr der Welt ab und dem Himmel zu.

Einmal jedoch wurde ich in einer Weise, die mir sehr zu Herzen ging, an die Welt und ihre Bewohner erinnert.

In der Klosterkirche, welche zu gewissen Stunden jedermann zugänglich ist, befindet sich ein Gemälde: die Madonna mit Sankt Franziskus darstellend; und zwar ist darauf abgebildet, wie der Heilige der Gottesmutter sein Herz überreicht. Vor dem Altar, den diese schöne Tafel ziert, betete ich am liebsten: ach, ich war ja auch ein solcher armer Schächer, der mit seinem Herzen zu

Gott kam. Indessen das Herz, welches ich dem Himmel hätte darbringen können, war zu sündhaft und unrein, als daß der Himmel es hätte annehmen können. So blieb ich denn, mit meinem Herzen in der Hand, unbeachtet vor Gott stehen, einem Bettler gleich, der einem reichen Manne zu dessen Gastmahl ein Stück seines Bettlerbrotes bringt.

Eines Abends begab ich mich wie gewöhnlich in die bereits geschlossene Kirche, um vor jenem Altar mein Gebet zu verrichten. Ich hatte wieder einmal recht hart gerungen; diesesmal aber gegen mich selbst, denn ich fühlte, wie meine Seele von Tag zu Tag mehr in einen unergründlichen Schlund von Dumpfheit versank, was mir ärgere Todesangst und größere Qualen bereitete, als wäre ich in einen wirklichen Abgrund gestürzt.

Da ich mich von den Knieen erhob, fiel mein Blick auf die Madonna, vor deren Bildnis ein Lämplein brannte; und ich sah es unter dem Bilde mit mattem Glanz durch die Dämmerung leuchten. Ich griff danach und faßte eine starke Strähne seidenweichen, goldig hellen Haares, das ich sogleich erkannte, wie ich auch sogleich wußte, als welches Opfer die Flechte auf dem Altare niedergelegt worden und daß Clelia heute das Weib des wackeren Terenzio geworden. Der Madonna gehörte das Haar der bekehrten Sünderin, ich nahm es

jedoch der Madonna fort, barg es unter meiner Kutte auf der bloßen Brust und schlich mit meinem Tempelraub davon.

Nachdem die langen und schweren Fasten der heiligen Adventszeit vorüber, war meine Strafe abgebüßt; ich wurde wieder unter die Brüder und in die christliche Gemeinschaft aufgenommen, durfte die Beichte ablegen, erhielt Absolution, empfing den göttlichen Leib, ohne mich aller dieser Gnaden würdig fühlen zu können.

Es hatte sich aber meiner eine gewaltige Sehnsucht bemächtigt, die Stätten wieder zu sehen, wo ich geboren worden und als Kind gewesen, wo meine Eltern und Mose lebten. Diese Sehnsucht wuchs und wuchs, bis daß sie Gewalt über mich bekam. Einige Zeit widerstand ich noch, betete inbrünstig um Schutz gegen die Verführung und trug diese meine neue Sünde jede Woche in die Beichte. Doch es war alles nutzlos.

Die erstenmale schlich ich nur bis an die Mauern und Thore des Judenzwingers, woselbst ich mich in einem Winkel verbarg und die Ebräer in ihren Käfig aus und ein gehen sah. Gern weilte ich auf dem Platz vor dem Palast der Cenci; denn hier war ich dem Tempel und dem Hause meiner Eltern am nächsten. Hätte mein Vater oder meine Mutter nach mir gerufen, ich hätte es vernehmen müssen. Aber sie riefen nicht.

Auch um das Theater des Marcellus, auf der Piazza Montanara und beim Bogen der Oktavia trieb ich mich umher, starrte in die dunklen Gassen des Ghetto hinein, als führten sie ins Paradies, und wenn ich einem von dem stinkenden Volke begegnete, so mußte ich mir Gewalt anthun, ihm nicht um den Hals zu fallen, um ihn an mein Herz zu drücken und auf den Mund zu küssen. Manche Stunde verbrachte ich auf der Brücke Quattro capi, von welcher aus ich hinüberschaute nach dem Ghetto, der hier von dem Strom bespült wird. Dort lag die Via Fiumara! Die Häuser dieser jammervollen Gasse neigten sich dem Flusse zu, als wollten sie sich hineinstürzen; sie waren gänzlich eingehüllt in Lumpen und Fetzen, welche die Juden dort zum Trocknen aufgehängt hatten. Ich sah die Höhle, darin Mose wohnte — —

Ich hatte ein Mittel gefunden, vor Sonnenaufgang heimlich aus dem Kloster zu gelangen. So schnell ich konnte, eilte ich zum Ghetto und zum großen Thor, wo ich wartete, bis es sich öffnete, um die wilden menschlichen Thiere hinauszulassen. Vor noch gar nicht so langer Zeit hatte ich ebenso an dem geschlossenen Thore geharrt, aber drinnen in der jüdischen Stadt. Und wenn das Thor aufgethan ward, so sprang ich mit einem Satz hinaus und lief fort — ach, und wohin!

Wiederum nach einiger Zeit vermochte ich mich

nicht länger zu überwinden und redete die jüdischen Kinder an — nur die allerkleinsten! Sie hatten große Scheu vor mir; aber ich war geduldig und wartete, bis sie mir vertrauen würden. Was war es für ein Glück, um die Liebe dieser Kinder werben zu dürfen. Nach langer Mühe gelang es mir, einigen von ihnen Zutrauen einzuflößen. Mit diesen kam ich nun beinahe jeden Tag zusammen: beim Marcellustheater in einem der ehemaligen Eingänge jenes altertümlichen Gebäudes. Dieser Unterschlupf war wie eine Grotte, und man konnte nur von einer einsamen Gasse aus hineingelangen. Hier kauerten wir nun, die Kinder und ich, die Kleinen alle um mich versammelt, und ich erzählte ihnen Geschichten aus dem alten Testament, alle, die meine Mutter mir erzählt hatte. Diese frommen und herrlichen Geschichten besaßen ja auch die Christen, so war denn meine Sünde — wenigstens diejenige, welche ich an den jüdischen Kindern beging — nicht allzu groß. Dennoch ließ ich jene Zusammenkünfte, sowie alles, was auf meine Sehnsucht nach dem Ghetto und die Juden Bezug hatte, seit längerer Zeit ungebeichtet. Ich beging indessen dieses Unrecht nicht aus Furcht vor der Pönitenz, die mir dafür auferlegt worden wäre, als vielmehr aus tödlicher Angst, mich dem Ghetto nie wieder nahen zu dürfen. Freilich hätte ich die Sache in einer Weise wenden

können, daß sie mir, anstatt schwerer Strafe, hohe Belobigung eingetragen, denn ich wußte wohl, wie wünschenswert dem Abte der Verkehr einer seiner Mönche mit den Judenkindern erscheinen würde, und was der Hochwürdige davon für das Christentum hoffte. Indessen, ehe ich darin meinem Vorgesetzten Gehorsam geleistet, eher hätte ich mich selber gesteinigt und gekreuzigt.

Wie es nun so geht, und weil der Mensch niemals zufrieden ist, und weil jede starke Begierde nach dem Verbotenen durch sündhafte Erfüllung immer mehr an Macht gewinnt, so genügte es mir bald nicht mehr, außerhalb der Mauern des Ghetto zu bleiben, sondern meine Sehnsucht quälte mich, die jüdische Stadt selber zu betreten.

Es war abends, kurz vor Thores Schluß und bereits dunkel; also, daß mich schwerlich jemand erkennen konnte.

Ich wollte nicht weiter, als bis zum Platz vor dem Tempel, daran das Haus meiner Eltern stand und hatte mir fest vorgenommen, nur wenige Minuten zu bleiben. Alsdann kam ich aber doch nicht fort. Ich hörte das Mahnzeichen, das dem Sperren der Thore vorangeht, ich sah einige Juden in Hast in ihre Stadt zurückkehren, ich wußte, daß ich eilen mußte hinauszukommen — ich blieb! Nicht von der Stelle konnte ich

mich rühren, keiner Bewegung war ich fähig. Ich ließ mich für die Nacht im Ghetto einsperren, ich beging eine neue, schwere Schuld.

Dies geschah eines Sabbathabends in der kalten Jahreszeit, weshalb die Gassen öde waren. Bald brannten in allen Häusern die Sabbathlampen, tönte aus allen Häusern das Beten des Vorsprechers und das Murmeln der anderen. Ich schritt langsam über den Platz und zum Hause meiner Eltern. Es lag dunkel da, das einzige von allen; die Fenster der Festkammer waren verhängt. Ich drückte mich gegen die Wand und konnte vernehmen, was drinnen geredet wurde. Mein Vater sprach die üblichen Gebete; indessen seine Stimme klang anders als sonst: schwach und zitternd wie die eines alten Mannes. Ich hörte meine Mutter tief aufseufzen.

Jetzt waren die Bitten zu Ende, jetzt setzte die Rebekka in den schimmernden Schüsseln die Festspeisen auf den Tisch; auch das ungesäuerte Brot und den Wein, den mein Vater stets selbst mischte. Alsdann betete er wiederum, worauf es still ward.

Nun aßen und tranken sie wohl. Gott im Himmel, plötzlich hörte ich meinen Vater mit starker Stimme vernehmlich sprechen:

„Und segne, Herr, unsern Sohn Dahiel!“

Als ich das hörte, schrie ich laut und schrecklich auf und fuhr zurück von der Mauer, als hätte ein Blitz mich gestreift und floh auf die andere Seite des Platzes. Hier im Dunkeln warf ich mich nieder. Darauf sah ich meinen Vater, eine Lampe in der Hand, aus dem Hause treten, und hinter ihm standen meine Mutter und die Rebekka. Die Leuchte in die Höhe haltend, so daß sie sein Gesicht beschien, sagte mein Vater:

„Es ist niemand hier. Laßt uns wieder hineingehen.“

Aber meine Mutter drängte sich vor, sah sich nach allen Seiten um und rief:

„Wer hat hier draußen so gräßlich aufgeschrieen, da wir drinnen unseren Sohn Dahiel segneten?“

Ich krümmte mich am Boden wie ein getretener Wurm, verstopfte mir mit beiden Händen die Ohren und grub die Zähne in meine Kutte. So lag ich eine Weile. Als ich mich wieder in die Höhe richtete, war das Haus verschlossen und niemand mehr zu sehen.

Nun ging ich langsam, langsam davon, den Weg zur Via Fiumara und von dieser zu der Stelle, wo ich als Knabe so oft gestanden und sehnsuchtsvoll zu dem Hause meines Mose hinübergeschaut hatte. — — Dort hatte er gekauert in seinen Lumpen und in seiner Herrlichkeit und hatte mich geliebt — von allen Menschen mich

allein! Und hatte mir gepredigt den Haß gegen das Volk, dessen Knechte die Juden waren und hatte in mich hinein geschrieen das Elend von ganz Israel. Und nun stand ich da, ein Abtrünniger und ein Christ und konnte niemand sagen, daß mich ja nur meine heiße Liebe getrieben, hinweg von einem Gotte des Hasses und des Zornes, hin zu einem Gotte der Liebe und der Barmherzigkeit.

In der Kammer, darin Mose lag, sicherlich wachend und in großen Schmerzen, blitzte ein matter Lichtschein auf. Der scheuchte mich fort, als triebe mich ein Engel mit flammendem Schwerte davon.

Alle die Straßen ging ich, die ich einstmals gegangen, da ich noch ein Jude und reinen Herzens war; an allen diesen Orten verweilte ich, die mir Denkmäler meiner Kindheit und Jugendzeit bedeuteten. Es hatte sich nichts verändert. Vor der Synagoge sproß immer noch zwischen den Steinen das Gras; indessen ich suchte darin nicht mehr nach Blumen.

Den Rest der Nacht verbrachte ich auf der Schwelle meines Elternhauses. Ich schlief sehr bald fest ein und träumte: ich sei ein Kind und liege am Herzen meiner Mutter. Es war eine glückselige Nacht.

Die Kälte weckte mich, da der Tag zu grauen begann. Ich erhob mich, wollte vor der Thür mein

Morgengebet verrichten, begann auch damit, stockte indessen und ging fort ans Thor und harrte des Oeffnens. Aber ich harrte ohne jegliche Ungeduld, und ging für mich die Sonne viel zu früh auf.

Die Wächter, welche das Thor aufsperrten, wunderten sich nicht wenig, als das erste hebräische Vieh, welches sie herausließen, ein Mönch war; sie spotteten weidlich darüber und schrieen mir nach:

„Sagt uns, Frate, welche Jüdin hat Euch gebeichtet? Wir wollen uns auch von ihr über Nacht Almosen holen. Nur müßt Ihr uns dazu Eure Kutte leihen.“

Da wandte ich mich um zu den frechen Menschen und sagte:

„Eine Jüdin würde jedem, ob Jude oder Christ, ins Gesicht schlagen, der mit einem schamlosen Worte sich zu ihr wendete. Was ihr sucht, holt euch bei den Weibern der Christen.“

Damit ging ich meiner Wege. Sie schimpften und schrieen:

„Der Pfaff ist ein verkappter Jude! Hep! Hep! Pfui, wie er stinkt!“

Ich dachte: „Ruft nur euer Hep! Hep! hinter mir drein. Es ist gar kein solches Schimpfwort, wie viele meinen, könnte sogar manchem zur Ehre gereichen.“

Um nicht von neuem im Kloster eingeschlossen zu werden, was mich für lange Zeit vom Ghetto entfernt gehalten hätte, log ich, erhielt eine leichte Strafe, die ich mir selber um das Zehn- und Zwanzigfache verschärfte, schlich indessen nach wie vor in die Judenstadt. Am liebsten hätte ich alle Nächte auf der Schwelle meines Elternhauses geschlafen und dafür alle Tage gefastet und mich kasteit. Wäre ich jedoch noch einmal eine Nacht ausgeblieben, so hätte mir kein Lügen mehr geholfen, mich vor langer und strenger Klausur zu bewahren. So verzichtete ich denn auf diese glückseligen Nächte, wollte aber dafür nicht länger wie ein Verbrecher nachts im Ghetto umherschleichen, sondern am hellen Tage in der Judenstadt umhergehen. Dabei war ich mir wohl bewußt, was mir bevorstand, wenn man mich erkannte.

Also ich ging in den Ghetto. Es war wiederum eines Sabbaths und auf den Gassen nicht allzu viel Volks. In der Via Rua erkannte mich einer und wies mich anderen, daß in der ganzen Gasse ein Deuten und Murmeln entstand. Wo ich hinkam, wich man mir aus, als wäre ich ein Pestkranker, und die Mütter rissen die Kinder zurück, wenn diese in meinem Wege standen. Indessen nicht einer rief mir eine Verwünschung oder ein Schimpfwort nach; wo ich hinkam, war die Gasse

still, bis auf das leise Raunen und Flüstern, welches vor mir herlief.

Ich ertrug diese Verachtung eines ganzen Volkes, ging ruhigen Schrittes weiter und in die Synagoge, woselbst gerade Gottesdienst war, bei welchem meine ehemaligen Gefährten aus dem hohen Liede sangen, mein Vater die Gebete vorsprach, und meine Mutter hinter dem Gitter bei den Frauen saß.

Ich sah wiederum die heiligen Abbilder der Bundeslade, des Leuchters und der Cherubime; ich grüßte wiederum mit den Augen den Pentateuch — —

Aber auch in der Synagoge ward ich erkannt. Hier wurden die Stimmen des Unwillens und der Verachtung gegen mich zu lautem Reden; also, daß dadurch der Gottesdienst gestört wurde, und mein Vater mitten im Gebet innehalten mußte. Dennoch blieb ich. Ich sah nämlich die Augen meines Vaters auf mich gerichtet und konnte den Blick nicht von ihm wenden, des Segens gedenkend, den er in jener Nacht für seinen Sohn vom Himmel erbeten. Da trat ein ehrwürdiger Greis auf mich zu und bat mich, den Gottesdienst durch meine Gegenwart nicht zu entheiligen.

Ich erwiderte mit lauter Stimme:

„Vergebt mir!“

Darauf ging ich, und wiederum wichen alle mir aus.

Ich dachte: „Könntest du dich niederwerfen und mit deinem ganzen Leibe daliegen, und alle schritten über dich hin, auch dein Vater, auch deine Mutter!“

Als ich den Ghetto verließ, kam ich gerade dazu, wie am Thore ein Judenkind von Christenkindern mißhandelt wurde. Die großen Leute — Christen natürlich — standen dabei und schauten der Mißhandlung ruhig zu. Ich riß das Kind aus den Händen seiner Peiniger und brachte es in den Ghetto; dabei hörte ich sie hinter mir her sagen:

„Was schert das den Mönch?“ Das nämliche schien auch des Knaben Mutter zu denken. Die Frau schaute mich mißtrauisch an und wandte sich ohne Dank von mir ab.

XV.

Wie ich bereits berichtet habe, gehörte zum Kloster ein großer Besitz an Weide und Ackerland. Derselbe lag nach den Albanerbergen zu, zwischen der lateinischen und der palästrinischen Straße, und befand sich dort eine Tenuta, darin der Pächter mit einigen Beamten und den Knechten wohnte. Zur Bebauung des Landes, welches unter dem Pfluge stand, und zur Ernte kam von den Gebirgen und der Meeresküste viel fremdes Volk, das sich in Grotten und Ruinen ansiedelte und so lange blieb, bis die Arbeit gethan war. Diese Leute hatten gegen kärglichen Lohn einen schweren Frondienst zu verrichten, denn von hundert starben in manchem Sommer mehr als zehn an Fieber und Sonnenbrand. Auch verging keine Ernte, bei der nicht etliche erstochen oder erschossen wurden, und gerade war es die Tenuta meines Klosters, wo das unselige Volk am härtesten bedrückt ward. Schuld an solchen Uebeln trug wohl vornehmlich

der Umstand, daß dem Pächter das Land zu einem ungewöhnlich hohen Zins überlassen worden war, weshalb jener harte und geldgierige Mann sowohl seine Leute als das Land auf die schnödeste und schändlichste Weise ausbeutete, um aus seiner Pacht möglichst hohen Gewinn zu erzielen. Nun geschah im ganzen römischen Lande zwar das nämliche, und niemand fand darin etwas Ungebührliches; indessen auf der Tenuta unseres Klosters standen die Dinge sogar für römische Zustände schlimm und erregten ein peinliches Aufsehen. Lange Zeit hatte der Abt sich wenig darum gekümmert; jetzt vernahm er aber, daß unter der üblen Wirtschaft des Pächters nicht nur die Menschen zu Grunde gingen, sondern auch — was viel schlimmer war — das Land. Dieses wurde so lange besät und geackert, bis alle Kraft aus der Scholle gesogen, bis das prächtige Erdreich gänzlich verwilderte. War dann die Pacht abgelaufen, so trug der tote Boden für eine lange Reihe von Jahren keinerlei Früchte mehr.

Doch in dieser Weise treiben es, wie gesagt, alle Kaufleute des römischen Ackers, bis das ganze Land, das noch nicht Wildnis geworden, zur Wildnis werden wird. Man glaube aber nicht, daß jene Krämer, Wucherer und Schinder Juden wären! Ist doch den ebräischen Händlern und Betrügern allein der Verkauf von Lumpen und altem Eisen gestattet.

Nun sollte jener christliche Pächter wegen des jüdischen Wuchers, den er mit dem Lande trieb, von unserem Abte zur Rechenschaft gezogen werden, und war ich zu dieser Botschaft ausersehen worden.

Am frühen Morgen machte ich mich auf den Weg. Eigentlich hätte ich die Stadt durch die Porta Maggiore verlassen sollen; ich schlug indessen eine andere Straße ein: am großen Zirkus und den Thermen des Caracalla vorbei, durch das Thor des heiligen Sebastian, hinaus auf die Via Appia antica. Es war dies an einem strahlenden Märztage. Ich sah häufig den blauen Himmel und die beschneiten Gipfel der Sabina, von den Blüten der Mandelbäume wie von rötlichen Schleiern umhüllt. Wo viele solcher lieblichen Bäumchen beisammen standen, glichen sie, aus der Ferne gesehen, rosigen Eilanden, die aus den braunen Hügelwogen des weiten Landes aufragten. Ach, lieber Herrgott, wie schön war deine Erde! Mein armer Verstand konnte es nicht fassen; und es sangen und jubelten davon doch die Lerchen, die hoch über mir hinflatterten. Unter ihrem Gesange sprangen die Knospen der Bäume und Büsche auf; erblühten die Blumen, während die Menschheit in ihrer Qual verharrte, so lange ein Menschenherz schlägt.

Plötzlich überfiel mich eine große Angst vor dem Anblick jener Gegenden, nach denen ich soeben noch ein

so heftiges Verlangen getragen; um nicht das Grab der Cäcilia Metella, Hain und Thal der Egeria und alle anderen Stätten des Glückes meines Lebensfrühlings schauen zu müssen, ging ich auf einem weiten Umwege an der aurelianischen Mauer dahin, bis ich in die Nähe der alten Porta Asinaria gelangte. Von hier aus wanderte ich quer über die Felder, ohne umzublicken, der Stelle zu, wo mir in ziemlicher Entfernung eine Waldung hoher Pinien die Lage der Tenuta bezeichnete. Schaute ich auf, so sah ich geradeaus oder links nach dem Gebirge hinüber; auf meiner rechten Seite war für mich die Welt mit einem dichten Vorhang bedeckt.

Gegen Mittag erreichte ich das Gehöft, welches auf einer weiten Wiese inmitten einer überaus herrlichen Pineta gelegen ist, deren schlanke rote Stämme gleich Säulen aus Porphyr aufsteigen. Rings ist der Wald von einer niedrigen Mauer umgeben, und weideten unter den breiten, die ganze Wiese beschattenden Wipfeln die großen Herden der Tenuta, Pferde und viele mächtig gehörnte Ochsen. Desgleichen gab es eine große Menge von Perlhühnern, Pfauen und Truthühnern, welch schimmerndes Gevögel in dem prächtigen Hain wie in der Wildnis lebte. Das Gebäude der Tenuta gleicht einer Feste mit gewaltigen Mauern und Türmen; es schien gänzlich öde, als wäre es seit Menschengedenken

von seinen Bewohnern verlassen. Wie ich auch pochte und schrie, es wurde mir nicht geöffnet, niemand ließ sich blicken. Nach langem Suchen fand ich bei den Ställen ein altes Weib, das an einer Mauer im Sonnenschein lag und seine Lumpen nach Ungeziefer durchsuchte. Dieses Geschöpf Gottes kroch zu mir hin, winselte mich an, schrie, ich sollte ihr die Beichte abnehmen und ihr ihre Sünden vergeben. Da ich ihr sagte, daß ich zu solchem Thun nicht die Befugnis hätte, begann sie mich heftig zu schimpfen: ich sei ein rechter Tagedieb! Was ich denn sonst zu thun habe, zu was ich sonst nutz sei? Sie würde keinen Mönch mehr füttern! Alsdann heulte sie von neuem, fing mit mir zu handeln an: ob ich für eine Oelsuppe, oder für eine Eierfrittata, oder für ein gesottenes fettes Perlhuhn ihr ihre Sünden vergeben würde? Wollte ich das nicht, so sollte ich mich zum Teufel scheren.

Nachdem das Weib mich genugsam verwünscht und ihrem Herzen Luft gemacht hatte, erfuhr ich nach langem Fragen, daß sich der Pächter mit dem Ministro und allen Leuten in der Vigna befände, welche die Tenuta unterhalb von Frascati besaß. So mußte ich denn bis zum Abend warten. Nun versuchte ich, an dem Weibe meine christliche Pflicht zu erfüllen, redete ihr zu und sprach überaus ernsthaft und milde mit ihr, obwohl

mir gar nicht so zu Sinne war, und ich folglich wieder einmal log und heuchelte, daß ich mich vor mir selber schämte. Auch wollte das Weib gar nicht getröstet oder erhoben sein, sondern begehrte nichts als Vergebung aller ihrer Sünden, auf daß sie mit ruhigem Gewissen von neuem sündigen könnte, wie sie mir in aller Einfalt zugestand. Da ich ihr eine solche Absicht heftig verwies, wobei mein Zorn viel wahrer war als vorher meine Güte, begann sie ihr wüstes Schelten von neuem. Nun ließ ich sie in ihrem körperlichen und geistigen Unflat.

Ich begab mich fort vom Gehöft, setzte mich unter eine Pinie, betete, zog mein Brot hervor und aß. Später ging ich, mir die Aecker zu beschauen, die sich in einem greulichen Zustand befanden; große Strecken lagen voller Steine und Unkraut, waren versumpft und versandet, eine rechte Wildnis und Wüstenei, darinnen es einem Stachelschwein, welches über meinen Weg lief, und einem Pärlein Blauamseln, die über den vorjährigen, hohen, grauen Disteln umherflatterten, besser behagte, als den Menschen.

Gegen Ave sah ich die Männer von den Albanerbergen her über die Steppe zurückkehren; zwei davon waren zu Pferde, der Pächter und der Aufseher. Das alte Weib lief ihnen entgegen, schon von weitem unter heftigen Geberden schreiend: ein Mönch vom Kloster sei

gekommen, den hätte der Teufel hergeführt; denn ein solcher — — Das andere konnte ich nicht verstehen. Als die beiden mich erblickten, kam der eine auf mich zugeritten.

Nun war dieser Leuteschinder und Landverderber ein überaus finsterer und trotziger Mann, von starker, stattlicher Gestalt, dem man seine schlimmen Thaten gleich ansah. Er hielt sein Pferd dicht vor mir an und fragte mich, was ich wollte und wer mich gesendet. Ich erwiderte, ich käme im Auftrage meines Abtes und brachte alsdann in schlichten Worten die Beschwerde meines Klosters vor. Zufällig fand diese Unterredung auf eben einem solchen verdorbenen und verwüsteten Acker statt; daneben lag ein Feld, darauf junger Weizen überaus üppig in die Höhe schoß. Aber wie lange würde es dauern, und auch jener Boden trug nichts als Steine und Unkraut. Beide Aecker zeigte ich dem Manne, der auf meine harte Beschuldigung entgegnete:

„Kehrt wieder zurück zu Eurem Kloster und sagt Eurem Abt, Ihr hättet seine Beschwerde bei mir vorgebracht und mir die beiden Aecker gezeigt: der eine reiche Frucht tragend, der andere toter Boden. Und berichtet Eurem Abt, ich hätte gleichfalls auf die beiden Felder hingewiesen, Euch erwidernd: Seht, diese junge Saat, wie kräftig sie dasteht, reiche Ernte versprechend — gleicht

sie nicht einem jungen Menschenkinde, darin das Leben herrlich aufgeht? Da ereignet es sich, daß jene Seele der Kirche verfällt, daß aus einem tüchtigen und nützlichen Menschen ein Priester und Mönch wird. Nun schaut Euch jene Seele nach einiger Zeit, etwa nach zehn Jahren, wieder an. Ich sage Euch, Ihr werdet sie wiederfinden so abgestorben, so bar aller Fruchtbarkeit und Nützlichkeit, wie eben dieser wüste und wilde Acker es ist: die Kirche hat aus dem fetten Boden alle Kraft gesogen und den Acker um seine ganze Ertragsfähigkeit gebracht. Was aber würde Euer Abt sagen, träte der Vater jenes im Kloster zu Grunde gerichteten Jünglings mit einer Anklage vor ihn? Sicher, daß der Abt jenem Vater antworten würde: Geht Eurer Wege! Die Seele Eures Sohnes ward Besitz der Kirche, und diese kann frei mit ihrem Eigentum schalten.

„Also antworte ich Eurem Abte auf seine Beschuldigung: Geht Eurer Wege! Ihr überließet mir dieses Land gegen Wucherzins; ich ziehe aus diesem Lande, so lange es unter meiner Hand ist, nach Möglichkeit Nutzen, kümmere mich nicht um seinen Zustand, so wenig wie Ihr Euch um den Zustand der Seele kümmert, welche Euch anvertraut worden, und die Ihr verdorben habt.

„So lasse ich Eurem Abte antworten.“

Damit wandte der Mann sein Pferd und ritt davon. Aber er hielt sein Tier noch einmal an und rief mir zu:

„Habt Ihr in Eurem Kloster von dem Bruder Bartolomeo reden hören?“

Ich entgegnete:

„Ich habe diesen guten und frommen Bruder viel rühmen hören. Er starb, ehe ich ins Kloster kam. Kanntet Ihr ihn? Es muß ein prächtiger Jüngling gewesen sein.“

„Er war mein Sohn — — Wollt Ihr in der Tenuta über Nacht bleiben, so sollt Ihr mir willkommen sein.“

Damit gab er seinem Tiere die Sporen und sprengte zum Gehöft. Doch ich folgte ihm nicht, sondern machte mich, trotz der anbrechenden Nacht, auf den Rückweg, der, mit der Antwort jenes Vaters im Herzen, ein unsäglich dunkler war.

Nach kurzer Zeit hatte ich den Weg verloren und versuchte vergeblich, mich zurecht zu finden. Endlich blieb ich pfadlos auf der wilden Steppe, der Richtung zuschreitend, wo ein mattgelblicher Schein aus der Erde aufzubrauen schien und als ein fahles Gewölk darüber schwebte.

Dort lag Rom.

Es war ein mühseliges Wandern, bald über wüstes Feld, bald über junge Saat, jetzt durch sumpfige Niederung, sodann einen mit Buschwerk bewachsenen Abhang hinab, an antiken Ruinen und mittelalterlichen Türmen vorüber, deren Trümmer den Boden bedeckten. Indessen meine Seele war gänzlich bei den Worten des Vaters jenes guten, im Kloster verstorbenen Jünglings, so daß ich der Beschwerden meines nächtlichen Ganges kaum achtete, sondern im Geiste vollständig andere Pfade wandelte — keinem Lichtschein entgegen, sondern mehr und mehr von einem himmlischen Glanze hinweg, hinein in die Finsternis. Wiederum mußte ich denken, wie in dem Glauben, den ich als Irrlehre anerkannt und abgeschworen, es sich schwerlich ereignen könnte, daß ein Vater von einem Diener seines Gottes so zu sprechen vermöchte, wie jener Vater zu mir von meiner Kirche gesprochen. Ich mußte denken, wie bei dem verfluchten und einer ewigen Verdammnis verfallenen Volk der Juden kein Jude über die Priesterschaft seines Glaubens so urteilen könnte, wie jener Christ über die Priesterschaft seiner Kirche geurteilt, dieselbe dadurch verurteilend, nicht allein die christliche Priesterschaft, sondern mit dieser zugleich die christliche Kirche, wie sie von jener geschaffen worden. — Ich mußte denken, wie dem verworfenen Stamm der Ebräer sein Göttlichstes, der Tempel, auch

wirklich sein Göttlichstes war, wie einem Ebräer jede Nichtachtung dieses Allerheiligsten unmöglich wäre. Und was hatte ich, der ich noch ein Jüngling war, kaum gesalbt und geweiht, im Dienste des höchsten Gottes bereits an Verachtung meines geistlichen Gewandes und meines Klerus erfahren müssen! Herr, Herr, ich bekenne dir, daß mir in jener schwarzen Nacht das Judentum, das schändliche Judentum, erschien gleich einem hehren, leuchtenden Bildnis, und das heilige Christentum, wie es die Kirche Christi entstellt und schimpfirt hat, gleich einer Grimasse des Göttlichen: denn es offenbarte sich mir die Reinheit dieser und die Entartung jener Religion; und war doch der Kultus der Juden der allerälteste auf Erden und dennoch heutigen Tages nicht anders, als er zu seinem Beginne gewesen.

Der jüdische Glaube war seit bald zwei Jahrtausenden besiegt und unterdrückt, verfolgt und geknechtet, indessen die Kirche Christi die triumphirende genannt wird.

Unterdrückte halten zusammen, klammern sich aneinander, helfen und schützen einander, leben in Frieden und dulden einer den andern.

Sieger überheben sich. Einem Triumph folgt zügelloser Uebermut der Gewaltigen, folgt Entartung — Darum wehe der herrschenden Kirche!

Wie steht geschrieben?

Die, welche die ersten waren, werden die letzten sein; wer erniedrigt ward, soll erhöhet werden.

Darum Heil dir, du unterdrücktes —

Hilf Gott! Die ärgsten Versucher eines Menschen sind des Menschen Gedanken. Führe mich nicht in Versuchung! Herr, Herr, ich trage eine heiße Begier ein Christ zu sein, aber ein Christ in deinem göttlichen Sohne, und nicht ein Christ von Christi Kirche.

Wo bin ich hingeraten?!

Verirrt in Finsternis!

* * *

Als endlich meine Gedanken abließen mich zu versuchen, verspürte ich plötzlich in allen Gliedern eine solche schwere Ermattung, daß ich meinen eigenen Leib wie einen anderen fremden Körper auf mir lasten fühlte und kaum von der Stelle zu kommen vermochte.

Ich befand mich gerade in einem Thale am Rande eines Morastes, den ich an dem dichten hellen Dunst erkannte, der darüber schwebte — Fieberluft!

Nun wußte ich wohl: ich hätte mich nur niederzulassen brauchen, wo ich gerade stand, und ich wäre am nächsten Morgen erwacht, mit einer Krankheit in mir, daß ich mich alsbald für ewig hätte niederlegen können.

Ich fühlte mich denn auch wie gewaltsam hinab-

gezogen, ich sank nieder, und wenn ich mich wieder aufraffte und mich schwankenden Schrittes von der verderblichen zu der rettenden Stätte entfernte, so gehorchte ich damit nur jener alten Empfindung, die immer noch mächtig in mir war und mir zu leben gebot, so lange ich noch unablässig nach dem Glauben rang, dem ich mich zugeschworen.

Mich mit Mühe auf den Füßen haltend, ging ich weiter. Als ich die Höhe erklommen, sah ich unfern von mir in einer waldigen Schlucht ein Feuer brennen, daran Menschen gelagert waren — sabinische Hirten, wie ich glaubte. Denn ich gewahrte ihre weißen, wilden Hunde, und in einer Tuffsteinwand den Eingang einer Höhle, darüber, vom Feuer rötlich bestrahlt, dichtes Buschwerk aufstieg. Da mich fror, ich auch starken Hunger verspürte, so schritt ich auf das Feuer zu, nicht ohne Furcht vor den Hunden, ich, der ich soeben hatte sterben wollen! Sobald ich mich vorsichtig näher wagte, witterte mich diese Teufelsbrut, etliche sprangen auf und stürzten mir unter schrecklichem Geheul entgegen. Ich wäre ohne Zweifel angefallen und zerrissen worden, hätte nicht eine Frauenstimme den wütenden Bestien geboten, von mir abzulassen.

Als ich diese Stimme vernahm, blieb ich stehen, regte und rührte mich nicht, hätte mich nicht vom Flecke

gerührt, wenn die Bestien mich in Stücke zerrissen. Ich stand also, ließ mich von den Hunden beschnuppern und anknurren und sah nichts als das Feuer, daran Myrrha stand, ins Dunkel nach mir herüber blickend und die Hunde lockend, wie sie ehemals gethan. Sie schien unverändert, als wäre seit meinem letzten Gange zu ihr kein Tag verflossen; nicht einmal größer war sie geworden.

Jetzt trat eine Frau aus der Grotte, schaute gleichfalls scharf in die Nacht hinein und rief:

„Wer ist da?“

Da ich doch nicht erwidern konnte, daß es ein Freund wäre, so schritt ich, ohne zu antworten, langsam, langsam, langsam auf das Feuer zu. Auf einmal stand ich Myrrha gegenüber.

Aber sie erkannte mich nicht.

Auch Judäa sagte nur:

„'s ist ein Mönch.“

Sie sagte es, als spräche sie von einem Hunde.

Am Feuer lagerten die Juden aus dem Thal der Egeria. Einer mußte aufgestanden und vorgetreten sein, denn plötzlich erblickte ich ihn, und ward sein Körper gänzlich von dem hinziehenden Dampf umqualmt, während auf seinem Haupt der rote Flammenschein lag.

„Mose!“

Er stand mir gegenüber, neben Myrrha und sah mich an, wie nur mein Todfeind mich ansehen konnte. Seinem Blicke folgend hatte auch Judäa mich erkannt. Aber sie nannte mich nicht bei meinem christlichen Namen, sondern rief mit gellender Stimme:

„Das ist der Sohn des Juden Simeon Sarfadi, der Christ!“

Darauf versammelten sich die Ebräer um mich. Viele kamen aus den Grotten und Ruinen hinzu, alsdann trat Judäa vor. Auf mich weisend, sprach sie voll grimmigen Hohnes:

„Da steht er, der uns rächen wird an unserem eigenen Volke und der den römischen Juden vergelten wird alle die Missethaten, die sie an Juden begangen. Denn dazu ward dieser ausersehen, als er noch im Mutterleib war. Bezeigt euch also liebreich gegen diesen, bittet ihn, an unserem Feuer sich niederzulassen, auf daß er sich wärme; reicht ihm Speise und Trank, auf daß er sich labe; ladet ihn ein, in unseren Höhlen zu ruhen auf unseren weichsten Fellen, und grüßt ihn: Herr, Verheißener, Messias! Obschon ein Christ, soll dieser Jude uns hoch willkommen sein.“

Sie trat einen Schritt auf mich zu, neigte sich vor mir und fragte mich mit verhöhnender Demut: ob sie und ihre Tochter mir dienen dürften?

Ich erwiderte:

„Ach, Judäa, die Du mich hassest, weil meine Eltern Uebles an Dir gethan, und ihr anderen Ebräer, die ihr mir ins Gesicht speien möchtet, weil der Stamm Juda, dem ich angehört, euch Böses erwiesen — seht: ich habe dieses Kleid angelegt, weil es ein Gewand des Friedens und der Menschenliebe ist, und weil ich hoffe, in diesem Kleide dem Himmel die Versöhnung mit euch, seinen ewigen Feinden, abzuringen; also, daß vor Gott nicht länger Juden und Christen sind, sondern nur Menschen! Menschen, die leiden, Menschen, die sündigen, Menschen, die bereuen und denen vergeben wird. Darum laßt mich in Frieden von euch gehen und habt selber den Frieden."

Ich that einige Schritte und senkte dabei die Augen; denn ich mußte dicht an Myrrha vorüber, die so fremd dastand, als hätten ihre Lippen niemals meine Lippen geküßt, als hätte ich niemals um sie geweint in unsäglicher Liebe und in unsäglichem Jammer. Da hörte ich Moses Stimme und blieb stehen, ganz nahe vor ihr.

„Sieh ihn an, Myrrha! So sieht einer aus, der seinen Glauben abgeschworen, der seinen Gott verleugnet, der sein Volk verraten, der die Herzen seiner Eltern zermalmt hat. Sieh ihn Dir wohl an, ihn, den ich geliebt, mehr als meinen Bruder, der Dich geliebt, mehr

als seinen Gott. Aber siehe — dieser ist schwachen Herzens. Er ist schlimmer und schändlicher als ein Tempelschänder und Muttermörder. Ist er doch beides geworden.

„Frieden und Menschenliebe predigt dieser Abtrünnige? Aber sieh ihn an — ihr alle, seht ihn an! So schaut einer aus, der den Menschen den Frieden bringen will, Juden und Christen die Erlösung. Als ob wir Frieden mit jenen begehrten, als ob wir einer Erlösung bedürften? Alle sehet ihn an, wie er so blaß und jammervoll dasteht. Wißt ihr warum? Fragt ihn! Fragt ihn nach seinem neuen Glauben, nach der Kirche dieses Glaubens, nach den Priestern dieser Kirche. Fragt ihn, ob er selber Frieden hat, ob er selber sich erlöst fühlt? Seht das Ringen seiner elenden Seele; seht, wie er sich verdammt und verlassen fühlt von Gott und den Menschen.

„Ich sage euch: Es wird für diesen kommen eine Zeit, da wird er wie ein Verschmachtender in der Wüste sein. Aber wenn er nach dem christlichen Kelch greift, um daraus zu trinken und sich vom Tode zu retten, so wird er leer finden den Kelch und vergeblich seine Hände nach dem Gott ausstrecken, der für sein Volk Manna regnen ließ in der Wüste. Es wird für diesen kein Tropfen vom Himmel herabfallen, und er wird verschmachten.

„Also wird geschehen diesem! Also geschehe jedem, der wie dieser gethan!“

Während Mose diesen fürchterlichen Fluch über mich aussprach, hob ich meine Augen und sah ihn an. Und ich sah Myrrha an. Aber auf dem einen Antlitz gewahrte ich nur Haß gegen mich und auf dem andern — kein Mitleid. Da schlich ich davon.

Ich ging nicht weit und mit solchen schweren, schleppenden Schritten, als wären meine Füße aneinandergeschlossen. Den Hügel hinter dem Lager schritt ich hinan, hin über die Wiesen, und ich gelangte zu dem Steineichenhain. Am Saum des Gehölzes sank ich nieder.

Hier nun bin ich gleich eingeschlafen oder sonst um meine Besinnung gekommen. Ich lag eine ziemliche Weile, ohne von mir zu wissen, als ich aufgeweckt ward. Jemand faßte mich hart an der Schulter und rüttelte mich stark. Ich fuhr in die Höhe, war indessen noch so betäubt, daß ich wieder zurücksank. Wie im Traum sah ich, daß der Morgen dämmerte, und daß an dem fahlen Himmel der Mond unterging — eine glühend rote Sichel. Gleich einem Flammenzeichen hing es über Rom, gerade über der Peterskuppel. Erst dann gewahrte ich, daß ich nicht allein sei.

An meiner Seite kauerte jemand. Es war aber nicht Myrrha.

„Ach, Mose, bist Du's?"

Ich sagte es mit einem tiefen Seufzer; darauf schloß ich die Augen wieder. Nach einer Weile fühlte ich, wie Mose sich über mich neigte; ich spürte seinen heißen Atem und hörte ihn raunen:

„Ich bin es, Du Abtrünniger und Verdammter, denn ich habe noch mit Dir zu reden. Viele Stunden bin ich gesessen und habe Deinem Schlummer zugeschaut, und ich weiß jetzt, daß auch Verfluchte ruhig schlafen können. Und nun höre mich, höre mich, was ich erwogen und beschlossen habe in den Stunden, da ich neben Dir in dunklen Gedanken kauerte, die der Herr, mein Gott, der Gott Deiner Väter, den Du abgeschworen hast, als Gedanken des Lichts erkennen wird. Wir sind gewesen gleich Brüdern — gleich Brüdern seien wir in dieser allerletzten Stunde; aber nicht Mose und Dahiel, sondern Kain und Abel. Ich will Kain sein, der seinen Bruder erschlägt. Abel, Abel, Du sollst sterben von meiner Hand."

Ich regte mich nicht und dachte: Du schläfst und träumst, dich drückt ein Alp. Und weil die Angst mich beklemmte, stöhnte ich auf.

Mose fuhr fort zu flüstern und zu raunen:

„Da Du in Schmach und Schanden aus dem jüdischen Lager wichst, wußte ich, daß Du nicht weit

gehen würdest. Und ich fragte Myrrha, wo Du wohl sein könntest. Die Jungfrau kannte den Ort und führte mich her und saß hier mit mir, bis ich sie fortschickte. Siehe, ich hätte Dich töten können, während Du schliefest, indem ich mich auf Dich gewälzt und Dich gewürgt hätte. Aber obgleich Du sterben sollst von meiner Hand, weckte ich Dich, und sobald ich zu Dir geredet, werden wir miteinander ringen, und der Herr, mein Gott, der Gott Israels, den Du geschändet hast, wird Dich in meine Gewalt geben. Also, daß ich es an Dir vollziehen werde, hier mit diesem Messer, wie Kain es an seinem Bruder Abel vollzogen. Und fragt der Herr mich: ‚Kain, wo ist Dein Bruder?‘, so werde ich dem Herrn antworten: ‚Du weißt es, Herr.‘ Und der Herr wird sprechen: ‚Du hast wohlgethan. Denn dieser, den Du getötet, war ärger als ein giftiger Wurm, den man auch zertreten soll, wo man ihn findet.‘“

Ich hatte nun meine Augen weit geöffnet, sah das bleiche Morgenlicht ausgegossen über Himmel und Erde und den roten Mond untersinken hinter den etrurischen Bergen. Und ich sah dicht neben mir Mose mit einem Antlitz gleich einem Sterbenden, aber mit dem Blicke eines heiligen Richters. Ich sah seinen gebrechlichen Leib aufgerichtet und neben ihm im Grase ein großes

Messer. Doch blieb ich, wie ich war, mit dem Rücken gegen den Eichenstamm gelehnt und sagte nur:

„Ach, Mose, warum willst Du an mir zum Mörder werden? Du hast mich ja doch einstmals lieb gehabt."

Er versetzte mit einer Stimme, die wie tönendes Erz war:

„Eben darum!"

Ich fragte von neuem:

„Ist denn Dein Haß gegen mich gar so mörderisch?"

„Es ist nicht aus Haß, daß ich Dich töte, sondern es geschieht um Deinetwillen."

„Wie, um meinetwillen, o Mose, sinnst Du darauf, mir das Leben zu nehmen? Ach, denke doch —"

Er unterbrach mich:

„Ich dachte daran, als ich hier bei Dir saß, und Dein schlummerndes Antlitz mich gemahnte, daß ich Dich einstmals lieb gehabt und auf Deine reine Seele eine starke Hoffnung für Israel gebaut. Ich habe alles bedacht, und ich will Dir sagen wie alles kommen wird, wenn Du nach dieser Stunde am Leben bleibst, womit Gott, der Ewige, Dich nicht strafen möge.

„Bleibst Du am Leben, so wirst Du von dieser Stelle mit zermalmtem Herzen weichen; Du wirst Dein zermalmtes Herz Deinem Gott darbringen, an den Du

glauben mußt, willst Du nicht Dein Haupt am ersten besten Stein zerschellen. Und es wird eine Zeit kommen, da alles in Dir eitel Jammer und Leid ist, da alles sich wandelt zu Lüge und Trug. Alsdann wirst Du ein großer Heiliger sein unter den Christen, aber ein falscher Priester vor Gott. Besitzest Du dann die Macht, und sollte es geschehen, daß Du Gewalt bekämst über die Juden, deren Volk Du einstmals angehört, und vor denen Du jetzt Deine Augen niederschlägst — ich sage: ist dann Dein die Gewalt, so wirst Du Deine Gewalt gegen die Juden wenden, und das Volk, aus welchem Du hervorgegangen bist, unterdrücken und knechten. Denn also muß es geschehen, und also ist es geschehen mit jedem von uns, der seinen Glauben abschwor und dadurch bei den Christen zu großem Ansehen gelangte.

„‚Deine Mutter würde einen Sohn gebären, und der spätgeborene Knabe Tod und Verderben bringen über Vater und Mutter und über viele vom Stamme Judä‘.

„Also ward Deinen Eltern über Dich von Judäa geweissagt. Und weil ich nun nicht will, daß die Weissagung sich erfülle, und daß Du, der Sohn Simeon Sarfadis, des Juden, einst die Juden verfolgst und zu verderben trachtest, und weil ich Dich einstmals geliebt

habe und Dich immer noch liebe — um all dieser Dinge willen muß ich jetzt mit Dir ringen, Dich besiegen und Dich töten."

Nach diesen furchtbaren Worten warf er sich auf mich, und es geschah dies mit solcher Gewalt, daß ich mit dem ganzen Leibe niederfiel, und er mit seinem ganzen Leibe auf mich zu liegen kam. Ich regte mich nicht, denn mir war, als wäre mein Leben bereits aus mir geflohen. Schon hob er das Messer gegen mich —

* * *

Ich weiß nicht mehr zu sagen, wie alles sich ereignete; doch entsinne ich mich, daß über dem Albanergebirge gerade die Sonne aufging, und daß ihre ersten Strahlen mein Gesicht trafen. Vor meine Augen legte sich ein goldiger Glanz wie von Glorie, darin mir ein himmlisches Frauenbildnis erschien, gleichsam umhüllt von schimmernden Geweben, die allmälich feiner und feiner wurden und endlich zerrannen. Jetzt erst erkannte ich sie. Sie stand über mir auf der Höhe, gerade vor der großen gelben Sonnenscheibe, deren Strahlen von ihr auszugehen schienen.

Ich entriß Mose das Messer und versuchte mich zu erheben. Mein Mörder, mit beiden Händen meinen Hals umklammernd, mühte sich, mich zu würgen. Wir

rangen zusammen. Ach, es war ein fürchterlicher Kampf, den ich bestehen mußte und dem Myrrha zuschaute. Als Mose stöhnend und röchelnd am Boden lag, richtete ich mich auf und wollte meinem lieben Todfeind in die Höhe helfen. Aber dieser, weil er keinen Mord hatte begehen können, geberdete sich wie von Sinnen, verwünschte sich und Gott, daß ich von ihm ablassen mußte. Dann sagte ich zu Myrrha:

„Auch Du willst meinen Tod?“

Sie begann am ganzen Leibe zu zittern und fragte mit stockender Stimme:

„Wollte er Dich töten?“

„Aus Liebe, wie er sagte.“

„Aus Liebe —“

Sie seufzte, erschauerte und sah mich an, wie sie mich ehemals angesehen hatte, wenn ich sie gefragt, an was sie dächte, oder ob sie denn wirklich niemand liebte?

Jetzt raffte Mose sich auf, schleppte sich zu Myrrha hin, faßte sie beim Arm und gebot ihr:

„Führe mich fort!“

Sie aber stand und sah auf mich. Ich sagte:

„Thue, was er von Dir verlangt; mich wird nicht dieser richten, sondern Gott.“

Sie aber regte sich nicht. Mose fuhr sie heftig an,

sogleich mit ihm zu gehen. Doch sie, als hörte sie nicht, sprach zu mir:

„Ziehe dieses Kleid aus, es macht Dich so häßlich, und Du warst so schön.“

Ich schwieg; sie wiederholte:

„Ziehe dieses Kleid aus.“

„Ich kann nicht.“

„Wir pflücken wieder Blumen und winden wieder Kränze. Dann setze ich Dir einen davon auf, damit man nicht sieht, was man mit Deinen armen Locken gethan hat. Komm!“

„Ich kann nicht.“

„Wir wollen wieder auf die Höhen steigen und zusammen die Sonne untergehen sehen. Komm! Komm!“

„Ach, Myrrha!“

„Wir setzen uns wieder in die leuchtende Marmorkammer unter das Bildnis der weißen Frau und lassen uns von den Sonnenstrahlen überrieseln. Und ich erzähle Dir wieder —“

„Myrrha, lebe wohl!“

„Und ich küsse Dich wieder.“

„Lebe wohl!“

Ich war bereits den Hügel hinab und vernahm von unten ihre süße Stimme, wie Vogelgezwitscher mich

lockend. Da hörte ich Moses Ruf, drohend, gebietend, flehend:

„Dahiel, Dahiel, komme wieder zu uns zurück! Sie soll Dein sein!“

Ich schrie auf in gewaltigem Schmerz. Alsdann floh ich.

XVI.

Zwei Wochen hindurch strömten ununterbrochen die Frühlingsregen. Die Gegend rings um den Palatin glich einem Sumpf; die Fluten des Tiber stiegen beständig.

Ich hatte den Abt gebeten, mich wiederum nach Almosen auszusenden, auch dazu die Erlaubnis des Hochwürdigen erhalten. So befand ich mich denn jeden Tag auf den Gassen, mit hochgeschürzter, gänzlich durchnäßter Kutte den Kot durchwatend, statt des Sackes eine große, aus Rohr geflochtene Tasche, darin das Brot, welches ich von milden Seelen empfing, vom Regen nicht durchweicht werden konnte.

Ich sammelte mit großer Geschäftigkeit, ging in die Häuser und bat demütig, aber dringlich um Gaben der Barmherzigkeit. Man spendete mir reichlich. Weniger aus Mildthätigkeit gegen die Bedürftigen, als vielmehr aus Mitleid mit mir, der ich in meinem nassen Kleide

einherkam. Hatte ich mein Geflecht gefüllt, so ließ ich dieses bei einem mir bekannten ältlichen Weibe und begab mich eiligst nach der Brücke Quattro Capi. Hier stellte ich mich auf der rechten Seite an das Geländer und schaute hinunter in den Fluß. Es stand aber jedesmal ein großer Haufe von Menschen auf der Brücke, das Steigen des Wassers zu beobachten. Alle sagten ein schreckliches Unglück voraus. Da dieses indessen hauptsächlich den Stadtteil treffen würde, darin das verachtete Volk wohnte, so warteten sie mehr mit Neugier als mit Sorge.

Jeden Tag sah ich, wie der Strom von Stunde zu Stunde höher stieg und berechnete, wann die gelben Schlammfluten — hörten die Wasserstürze des Himmels nicht alsbald auf — den Ghetto erreichen würden.

Noch zwei Tage, und die ganze Judenstadt stand unter Wasser.

Nun waren die Juden es zwar gewöhnt, beinahe jedes Jahr eine Zeit lang gleich den Kröten und Wasserratten zu leben; doch hatte der Fluß selten ein so bedrohliches Aussehen wie diesesmal.

Mußte ich alsdann von meinem Posten auf der Brücke weichen und ins Kloster zurückkehren, ach, so behielt ich in meiner Seele das Bild des schwellenden Wassers und der darüber hängenden elenden Hütten der

Via Fiumara. Diese däuchten mich wie eine Schar in Lumpen gehüllter und zum Tode verurteilter Schächer, an eine Felsenwand geschmiedet, zu der die mordenden Wogen aufstiegen, langsam, langsam, stetig, stetig. Ich hörte es in den Fluten glucksen und röcheln, als ertränke ein Mensch; darauf war es wiederum ganz still in der Tiefe, ganz lautlos.

Befand ich mich im Kloster, so schaute ich beständig nach dem Himmel, der Tag für Tag voll schweren schwarzen Gewölks hing. Ließ das Regnen einmal nach, war ich gleich überaus freudig; kaum aber hatte ich zu hoffen angefangen, so begannen die Güsse von neuem. In meiner Herzensangst wegen der Gefahr, die dem Ghetto drohte, betete ich inbrünstig, daß Gott dem Regen gebieten möchte, aufzuhören und die Juden nicht mit einer Ueberschwemmung ihrer Stadt heimzusuchen: es wären gewiß drei Gerechte darinnen. So betete ich, der Christ.

Eines Abends zeigte sich in der am niedrigsten gelegenen Straße zum erstenmale das Wasser. Als ich kurz vor dem Ave von der Brücke nach dem Kloster zurück eilte, vernahm ich das laute Jammern der Juden. Einige der vom Wasser am meisten bedrohten Ebräer wollten ihr Hab und Gut auf dem Platze, daran der Palast der Cenci lag, bergen, aber die Römer duldeten

es nicht. Sie wurden also in ihren Zwinger zurückgetrieben, und hinter ihnen die Thore geschlossen.

Ach, wie liebte ich das Volk, von dessen Stamm etliche das unschuldige Gotteslamm an das Kreuz gebracht! Ich wußte es in Not und fühlte mich unzertrennlich zu ihm gehörig.

Hundert Jahre länger Verdammnis hätte ich erleiden mögen, die Wassersnot gemeinsam mit den Juden bestehen zu können. Die ganze Nacht über wälzte ich mich schlummerlos auf meinem Lager. Von Zeit zu Zeit sprang ich in die Höhe, betete und kasteite mich; denn ich hoffte, durch scharfe Buße den Zorn des Himmels von den Juden abzuwenden und durch mein rinnendes Blut die wilden Wasserfluten verrinnen zu machen.

Kaum durfte ich am nächsten Morgen das Kloster verlassen, als ich mich schon, ohne des Einsammelns von Almosen zu gedenken, auf dem Weg zum Ghetto befand. Der Himmel, nachdem er das Unheil vollbracht, war eitel Glanz und Wonne, und brannten die Sonnenstrahlen mir in die Augen.

Weil das ganze Velabrum voller Schlamm und Kot lag, überstieg ich den capitolinischen Hügel, den auf der Seite des Stromes das übergetretene Gewässer umspülte. Was mußte ich erblicken! Die Piazza Montanara war zu einem Teich geworden, darauf die Leute

mit Kähnen fuhren, und von dem aus die Wasserstraßen nach dem Ghetto führten. Am Rande dieses über Nacht entstandenen Sees befand sich eine große Menschenmenge, und rings um mich war ein Geschrei, daß man seinen Nachbar nicht verstehen konnte. Sie zeterten: immer noch steige der Fluß, und sei der Wasserstand bereits jetzt so hoch, wie er seit einem Jahrhundert nicht gewesen. Im Ghetto flüchteten die Juden auf die Dächer, in der Via Fiumara stürzten die Häuser ein, viele Ebräer wären ertrunken, andere lägen unter den zertrümmerten Häusern begraben. Dennoch rührte niemand die Hand, die Juden zu retten.

Ich schrie:

„Laßt mich durch! Laßt mich durch! Im Namen Gottes und der heiligsten Jungfrau, laßt mich durch!“

Sie ließen mich durch; doch es dauerte eine geraume Weile, bis ich jemand gefunden hatte, der bereit war, mich in seinen Nachen aufzunehmen.

Der Mann, der das Boot führte, fragte mich:

„Wohin wollt Ihr, Bruder?“

„In den Ghetto.“

„Was wollt Ihr dort?“

„Retten!“

„Juden?“

„Ja.“

„Ich habe anderes zu thun. Ihr müßt wieder aussteigen.“

„Kommt heute abend in das Kloster am Palatin; daselbst wird man Euch bezahlen.“

„Wer wird mich bezahlen?“

„Der Abt. Fahrt zu!“

Der Mann entschuldigte sich:

„Denn Ihr wißt, Bruder, Juden retten zu helfen, bringt keinen Gotteslohn ein. Ihr müßt mir geloben, daß Euer Abt mir zwei Scudi für die Fahrt zahlt.“

„Mein Abt wird Euch drei Scudi zahlen.“

„Abgemacht! — — Was gehen Euch die Juden an?“

„Fahrt zu!“

Wir fuhren.

Das war ein schlimmer Anblick! In allen Gassen das gelbe, schlammige, kotige Gewässer, bis zum ersten Stockwerk reichend. Lautlos flutete es dahin und führte alles mit sich, womit die römischen Juden Handel trieben: Lumpen und Lappen in einer solchen Menge, daß es die ganze Wasserfläche bedeckte und in den Winkeln, an den Straßenecken zu Bollwerken sich aufstaute, welche man, um weiter zu gelangen, mit Stangen durchstoßen mußte. Alle die Menschen, die nicht aus den Häusern geflüchtet waren, füllten die oberen Stockwerke und besetzten die Dächer. Alle lamentirten, wehklagten und schrieen, und

immer noch vernahm ich den Schreckensruf, daß die Wasser stiegen und stiegen.

Wir schifften an dem Bogen der Oktavia vorüber, woselbst die Kirche des heiligen Engels bis über dem Portal in den Fluten steckte. Hier nahmen Not und Jammer erst recht ihren Anfang, und war keine Hilfe zu erhoffen. Die enge Gasse, darin sich die Fischbänke befinden, und die Via Rua waren fürchterlich anzusehen. Dort ging es zum Hause meiner Eltern. Indessen dieses lag hoch und in ziemlicher Sicherheit. Also gebot ich dem Fährmann, seinen Nachen zur Via Fiumara zu lenken, was dieser Christ erst that, nachdem ich gelobt, ihm vom Abt fünf Scudi auszahlen zu lassen.

Uebrigens war es schwierig, an den bezeichneten Ort zu gelangen, und schrieen die Juden selber uns zu, zurückzubleiben, es wären viele Häuser eingestürzt, und die Bewohner zum größten Teil geflüchtet. Ich fragte die Leute nach der Mutter des Mose Halarki. Doch wußte niemand mir von dem Weibe zu sagen. Einige meinten: seitdem ihr Sohn bei den Ebräern im Thale der Egeria wäre, sei die Frau schwachsinnig geworden. Bei der großen Not hatte man ihrer ganz vergessen. Plötzlich rief jemand: „Das Haus der Sarah Halarki stürze ein, und die Sarah sei noch im Hause.“

Alles schrie schrecklich auf, alles schrie: „Helft!

Helft!" Alles jammerte: man könnte nicht mehr zu dem Hause gelangen, man müßte die Sarah Halarki umkommen lassen.

Aber lauter als die Menschen um mich schrieen, rief in mir eine Stimme:

„O Angelikus, einst Dahiel geheißen — — Du hast diesem armen Weibe den Sohn genommen; wäre jetzt Deine eigene Mutter in Todesgefahr, Du müßtest Deine eigene Mutter umkommen lassen, um jene zu retten."

Der Fährmann war bis zum Eingang der Via Fiumara vorgedrungen; weiter zu kommen war nicht möglich. In jener Gasse, welche dem Flusse am nächsten und welche am tiefsten gelegen, stand das Wasser am höchsten. Dazu kamen die Trümmer der eingestürzten Häuser, dazu kam die Menge der fortgeschwemmten Lumpen, vielerlei Hausrat, alles vermengt und gemischt mit den Schlammmassen des übergetretenen Stromes. In kurzer Entfernung gewahrte ich das Haus von Moses Mutter mit klaffenden Rissen und überhängenden Wänden in einem ungeheuren Wust von geborstenem Mauerwerk, Schlamm und Lappen steckend, wodurch es allein noch zusammengehalten ward. Ich hieß den Fährmann warten, gürtete meine Kutte bis zu den Knieen und sprang aus dem Nachen. Hätten alle diejenigen, die meinem Unternehmen

zuschauten, nur nicht so gräßlich geschrieen. Aber das Geschrei, welches hinter mir drein gellte, brachte mich schier um meine Besinnung.

Ich sprang von Schutthaufen zu Schutthaufen; wo ich das nicht konnte, warf ich mich getrost in die Wellen, in denen ich wohl versunken wäre, hätten nicht Schlamm und Morast den Boden so hoch bedeckt, daß ich überall festen Fuß fassen konnte. Aber es bedurfte einer langen Zeit, die kleine Strecke zurückzulegen, währendem drohte das arg gefährdete Haus jeden Augenblick einzustürzen. Desgleichen so die Häuser zu meiner Rechten und Linken.

Wollte ich verzagen und ermatten, so brauchte ich nur zu denken: du mußt zu der Frau, die durch dich um ihren Sohn gekommen; und ich gewann sogleich wieder Kräfte.

Endlich erreichte ich das Haus.

Daneben hatte der schreckliche Strom bereits alles niedergerissen, und ich schaute hinaus auf eine weite braune Schlammflut, darinnen das Haus mit geborstenen Mauern stand.

Einige Augenblicke später befand ich mich drinnen und in einer Kammer des ersten Stockwerkes.

Hier war sie nicht. Ich rief:

„Sarah Halarki! Sarah Halarki!“

Keine Antwort.

Da vernahm ich Gesang aus dem 87. Psalm: „Sie ist fest gegründet auf den heiligen Bergen. Der Herr liebet die Thore Zions über alle Wohnungen Jakobs. Herrliche Dinge werden in dir gepredigt, du Stadt Gottes; Sela."

Die gespenstische Stimme schien aus der Luft herabzudringen. Ich rief wieder, aber der Gesang währte fort. Doch dann — dann fand ich sie.

Sie kauerte auf der finstern Treppe, die zum zweiten Stockwerk führte, und war das Wasser beinahe bis zu ihren Füßen gestiegen. Ich stürzte hin, beugte mich über sie, rief sie an.

„Sarah Halarki!"

Sie kreischte auf, drückte sich gegen die Mauer, stierte mich an.

Ich sagte:

„Sarah Halarki, stehe auf und folge mir. Ich bin gekommen, Dich zu Deinem Sohne zu bringen. Schnell, laß uns zu ihm gehen! Dein Sohn Mose wartet auf seine Mutter."

Sie stieß ein klägliches Gewimmer aus und barg ihr Haupt in ihrem Schoß. Da umfaßte ich sie und bemühte mich, sie emporzuziehen. Aber das Weib riß sich los, schaute mir wiederum starr ins Gesicht, erkannte

mich, rief meinen jüdischen Namen und floh vor mir, die Stiege hinauf.

Erst droben auf dem flachen Dache erreichte ich sie, und war es höchste Zeit. Sie stand da, beide Arme mit steif gespreizten Fingern nach mir ausgestreckt, die Augen weit aufgerissen und mit dem Blicke des Wahnsinns auf mich gerichtet. So wich sie langsam vor mir zurück, gegen die Brüstung, die nach der Seite der Gasse nur niedrig war.

Aber als ich mich ihr nahen wollte, um sie zu fassen und sie aus dem zusammenstürzenden Hause zu tragen — Gott, Herr Gott! da warf sie sich rücklings hinab.

Sie wollte sich nicht retten lassen von einem, den ihr Sohn verwünscht hatte — —

Ich mußte mich alsdann selbst retten, was wie durch ein Wunder geschah. Kaum befand ich mich auf der Gasse, als das Haus zusammenbrach, so daß ich nicht einmal den Leichnam der Sarah Halarki für ihren Sohn bergen konnte. Auch auf meinem Rückweg zum Nachen entrann ich nur mit Mühe und Not dem Tode. Ach, ich bin wohl einer von denen, die der Herr gekennzeichnet hat, daß sie jede Gefahr überstehen, damit sie alles erleiden, was ihnen bestimmt worden; einer von denen, die nicht sterben können, bis das Maß ihrer Trübsal voll.

Unterdessen war es bekannt geworden, wer ich sei; und hatten einige das arme Weib rücklings auf die Gasse stürzen sehen, weshalb manche glaubten, ich, der Christ, hätte mich an dem Leben der Jüdin vergriffen. So ward ich denn mit Geschrei und Verwünschungen empfangen, und würde man wohl eine thätliche Rache an mir genommen haben, wenn nicht verständige Männer das Volk beruhigt hätten. Sie riefen:

„Bevor ihr diesen Christen richtet, vernehmt ihn! Niemand wagt sein eigenes Leben, um ein armes, schwachsinniges Weib zu töten!“

Ich berichtete den Vorgang und auch, weshalb das Weib sich nicht von mir hatte retten lassen wollen. Man glaubte mir, riet mir indessen, mich sogleich zu entfernen, da meine Gegenwart im Ghetto den Juden nur Unheil brächte. So mußte ich denn die Stätte des Jammers verlassen, ohne eine Hand zur Hilfe rühren zu können.

Ich versprach dem Fährmann nochmals, daß er die ausbedungene Summe erhalten sollte, stieg auf der Piazza Montanara am Capitol aus dem Nachen, drängte mich durch die Menge, suchte einen einsamen Ort auf, woselbst ich mich in der Sonne niederlegte, meine durchnäßte Kutte zu trocknen. Darauf reinigte ich mich notdürftig und ging wieder dahin zurück, von wannen ich gekommen war, und wohin fortan alle meine Wege führten.

Ich begab mich zum Abt, neigte mich demütig und bat:

„Gebt mir von dem reichen Erbe, welches dem Kloster durch mich zugefallen, fünf Scudi heraus, denn fünf Scudi wurden von mir einem Manne gelobt, der mich bei der Ueberschwemmung im Ghetto in seinen Nachen aufnahm."

Der Hochwürdige forschte:

„Was wolltest Du in der überschwemmten Judenstadt?"

Ich erwiderte der Wahrheit gemäß:

„Juden retten. Statt dessen kam eine Jüdin durch mich um ihr Leben. Gebt mir die fünf Scudi, damit ich dem Manne nicht wortbrüchig werde. Ich will, so Ihr es genehmigt, neben meinen täglichen Bittgängen um Almosen, auf den Gassen und in den Häusern so lange betteln, bis ich dem Kloster die fünf Scudi zurückerstattet habe."

Der Hochwürdige sprach strafend:

„O Bruder Angelikus, wann wirst Du lernen, christlich zu sein?"

„So ist es unchristlich, seinem Nächsten in der Not beizustehen?"

Der Hochwürdige belehrte mich:

„Ein Jude ist nicht Dein Nächster. Geh! Ich

werde dem Mann, dem Du schuldest, die fünf Scudi auszahlen lassen."

Ich neigte mich, dankte demütig und ging.

*
* *

Eine volle Woche blieb der Ghetto unter Wasser. Auch in anderen Teilen der Stadt stand das Wasser hoch, namentlich in der Gegend der Rotonda; indessen im Vergleiche zu dem Judenquartier zeigte sich das Uebel für die Römer gering. Schauderhaft war der Zustand der ebräischen Stadt nachdem die Gewässer sich wieder verlaufen hatten. Schlamm bedeckte die Gassen und Straßen, füllte die unteren Stockwerke der Häuser; und mit dem Schlamm vermengte sich alles, was an Lumpen nicht fortgeschwemmt worden. Zu allem Unglück kam eine starke Hitze, welche einen großen Gestank ausbrütete und schwere Fieber verursachte. Auch die Römer wurden von der greulichen Krankheit befallen und war unter den von dem Uebel Ergriffenen die Sterblichkeit groß. Daran sollten die Juden die Schuld tragen.

Wenn ich ausging, Almosen für die Armen zu sammeln und nebenbei Geld zu erbetteln, mußte ich alles mit anhören, was man in der Stadt über die Juden sagte; ja, ich mußte sie schmähen und verwünschen lassen und konnte nichts dagegen thun. Ich brauchte nur den Mund zu öffnen, um die Ebräer zu verteidigen, die

Christen zu ermahnen, milde zu sein, so hatte ich sogleich alle gegen mich.

Im Sommer ward ich zum Abt entboten, welcher in einer langen Rede mir mitteilte, ich sollte mich zum Priester vorbereiten, ein Gebot, darüber ich heftig erschrak, sogar im Herzen ganz verzweifelt war, wo ich doch hätte jubeln und jauchzen müssen, als über ein großes Heil, das mir widerfahren sollte. Nachdem der Hochwürdige gesprochen, fragte ich, ob ich reden dürfte.

Es ward mir gewährt.

Ich sagte — und ich sagte es voll tiefster Demut:

„Hochwürdiger Vater, ich wollte Euch fragen: kann ein Christ, der im Herzen ein Jude ist, ein christlicher Priester werden?"

Der Abt fuhr mich mit scharfer Stimme an:

„Bruder Angelikus, wie meinst Du das?"

Ich versetzte:

„Hochwürdiger Vater, ich möchte mir von Euch Belehrung erbitten, denn in den heiligen Büchern und Schriften finde ich nichts darüber gesagt. Ich bitte Euch deshalb inständigst, belehrt mich."

Der Hochwürdige fragte zurück:

„Wie kann ein Christ ein Jude sein?"

Darauf ich:

„Wenn er doch ein Jude gewesen?"

Und der Hochwürdige:

„Wenn er doch ein Christ geworden, die Irrlehre des jüdischen Glaubens und die Verruchtheit des ebräischen Volkes durch die Gnade des Herrn erkennend."

Wiederum ich:

„Hat er das wirklich erkannt?"

Wiederum der Hochwürdige:

„Da er seinen Glauben abgeschworen und seinen Gott verleugnet — —"

Ich unterfing mich, hier dem Hochwürdigen in die Rede zu fallen:

„Auch Judas hat seinen Herrn verraten um dreißig Silberlinge. Da kann wohl ein unwissender Jüngling seinen Gott verleugnen — um seiner großen Liebe und seines Wahnes willen. Aber als der Hahn krähte, ging Judas hinaus und erhängte sich. Der andere Schächer jedoch blieb nicht allein leben, sondern soll auch nun obenein Priester werden. Wie viel besser als dieser Christ, der ein Jude gewesen, war Judas Ischarioth, der seinen Herrn und Heiland verraten."

Der Hochwürdige, ganz fahl im Antlitz, zürnte:

„Bruder Angelikus, das sind gottlose Reden!"

Und er begann gewaltig in mich hinein zu sprechen. Ich ließ mich tadeln, schelten und ermahnen, und als der Hochwürdige ausgeredet hatte, fragte ich in aller Bescheidenheit:

„Vergebt, hochwürdiger Vater, aber welche Antwort erteilt Ihr mir?“

„Welche Antwort?“

„Darf ein schlechter Christ, der in seiner Seele ein guter Jude ist, ein Priester des höchsten Gottes werden, welcher die Herzen kennt und die Nieren prüft? Heißt das nicht Gott versuchen? Ist das nicht Gotteslästerung? Ich flehe Euch an, antwortet mir, denn ich stehe vor Euch und vor Gott in schwerem Zweifel, in schrecklicher Gewissensangst und Not.“

Und wie ich so meine Qual und Herzenspein vor dem Abt ausstöhnte, ergrimmte dieser, sprang auf und rief mit einem Antlitz, das gänzlich entstellt war:

„Der Christ, der ein Jude gewesen, hat der Kirche unbedingten Gehorsam gelobt und deswegen — —“

Indessen ich fiel dem Hochwürdigen abermals in die Rede:

„Und also muß der Christ, der ein Jude gewesen, der Kirche Gehorsam leisten. Und also wird der Christ, der in seinem Herzen ein Jude geblieben, ein christlicher Priester werden. Ich danke Euch für die empfangene Belehrung.“

Ich ging, und der Hochwürdige — ließ mich gehen.

XVII.

Ich fand mich ab mit Gott. Darin hatte ich bereits große Uebung erlangt. Denn weil ich stets von neuem wieder in Zweifel, Ungehorsam und Sünde verfiel, suchte ich schließlich nach einem Auswege, um nicht sinnlos zu werden. Dieser bot sich mir in einer Disputation mit Gott, bei welcher ich zuletzt jedesmal recht behielt. Ich begann die Unterredung, antwortete für Gott und wußte es jedesmal so zu drehen und zu wenden, daß es Gott nichts half, und er mir schließlich zugestehen mußte, es sei so und nicht anders.

Diesesmal dauerte die Unterredung lange, und sicherlich wäre ich dem Zorn des Herrn unterlegen, hätte ich nicht schließlich zu Sankt Franziski vornehmstem Gebot, der völligen Unterwerfung unter den Willen des Vorgesetzten, meine Zuflucht genommen. Ich fragte den Herrn: ob etwa er mein nächster Vorgesetzter sei? Darauf mußte mir der Herr zugeben, daß er zu meinem

nächsten Vorgesetzten den Abt bestellt. Nun hatte ich gewonnenes Spiel. Ich sagte dem Herrn gerade heraus: „Ja, wenn das so ist, warum hast du mir keinen andern und bessern zum Abt gegeben? Nun hast du dich der Macht über mich begeben und also nichts mehr darein zu reden: der Abt befiehlt und ich gehorche dem Abt. Das Schlimme und Schlechte, das daraus entsteht, kümmert mich nicht, und es kümmert mich nicht, daß es eine Sünde gegen dich und den heiligen Geist ist. Sieh zu, wie du mit mir fertig wirst. Es wird ein falscher Priester aus mir werden, aber du hast es nicht anders gewollt. Ich habe keinen Teil daran."

Nachdem ich mich also mit dem Herrn abgefunden, dachte ich nicht weiter über den Mangel jeglicher Würdigkeit zum Priester der heiligen Kirche nach, sondern ich warf mich voll Eifers auf die Vorbereitung zu meinem neuen Stande. Die Almosenbittgänge wurden einem Laienbruder übertragen, und ich widmete mich ganz der großen Sache. Als die Zeit gekommen, erhielt ich die Priesterweihe, las zum erstenmal die Messe, genoß das Blut Christi und spendete den Gläubigen Christi Leib. Alle diese gewaltigen und erhabenen Dinge vollzogen sich, ohne daß ich derselben im mindesten würdig gewesen wäre.

Ich fand mich indessen ab mit Gott. Darauf ward

mir das Amt des verstorbenen Bruders Eustachius übertragen, den Juden in der Kirche des heiligen Engels Bekehrung zu predigen.

Es geschah eines Sabbaths in der Adventzeit, daß ich zum erstenmale vor den Juden sprechen sollte. Nun war es üblich, einer solchen nichtswürdigen Predigt denselben Text unterzulegen, über welchen am nämlichen Tag der Rabbi in der Synagoge zum jüdischen Volke gesprochen. Ich that anders: Ich wählte für meine erste Predigt jenen Vers aus dem fünfundsechzigsten Kapitel des Jesaias, den ein jüdischer Konvertit an die Wand der christlichen Kirche bei der Brücke Quattro Capi hatte schreiben lassen und welcher lautet:

„Ich recke meine Hände aus den ganzen Tag zu einem ungehorsamen Volk, das seinen Gedanken nachwandelt auf einem Wege, der nicht gut ist.“

Also jener grausame Tag — gesegnet sei sein Andenken! — war gekommen. Bis zu dem Augenblicke, da ich mich zu dem Bogen der Oktavia zu begeben hatte, hielt ich mich in meiner Zelle, mit meiner Predigt beschäftigt. Ein böser Geist — ich spreche im christlichen Sinne — war in mich gefahren, und ich wollte den Höllengeist aus mir reden lassen, wenn ich auf der Kanzel stand, die Juden, denen ich das Heil verkünden sollte, vor mir versammelt — von den Häschern

zusammengetrieben. Eine gewaltige, herrliche Freudigkeit überkam mich, wie solche ein Feldherr vor einer Schlacht empfinden mag, darin ihm der Sieg gewiß ist; und ich konnte die Stunde, wo ich hintreten sollte, um als christlicher Priester den Juden Bekehrung zu predigen, kaum erwarten. Auch in dieser Sache hatte ich mich abgefunden mit Gott und Gottes Zustimmung dazu erhalten — in heißem Kampfe ihm abgerungen. — Dieses vollbracht, brauchte ich den Herrn nicht um Kraft und Mut anzugehen.

Ich dachte:

Was werden sie mit dir beginnen, wenn du dieses vollbringst?

Ich wußte es nicht und war ungemein begierig, es zu erfahren.

Sie würden alle dabei sein, der Hochwürdige, die Väter und Brüder; auch der Bischof. Sie wollten alle mitanhören, wie der getaufte Jude den Juden von ihrer ewigen Verdammnis donnerte; wie er ihnen die Greuel des Heidentums, die Wonnen des Christentums schilderte; wie er ihnen zurief: „Bekehre Dich, Jude! Dein Unglauben stinkt auf zum Himmel. Bekehre Dich, Jude!" Sie wollten alle mitansehen, wie der getaufte Jude vor den getreuen und gerechten Juden stand, ohne von dem Zorn Jehovahs zermalmt zu werden, ohne sich an die

Brust zu schlagen: „Herr, sei mir Sünder gnädig!“ Ansehen wollten sie, wie ich das Schändliche beging, ohne mir selber ins Gesicht zu schlagen und vor mir auszuspeien.

Sie sollten kommen, sie sollten hören und sehen!

Ein Bruder pochte an meine Zelle und meldete, daß es Zeit sei.

Ja, es war Zeit!

Ich ging.

Als ich nach dem Bogen der Oktavia kam, standen die Thüren der Kirche bereits weit offen. Aber noch war kein Jude drinnen. Ich begab mich in die Sakristei, woselbst der Küster auf mich wartete. Dieser Mann sagte mir, daß zu dem heutigen Gottesdienst kein einziger Jude sich freiwillig einstellen würde, daß sie heute alle hineingetrieben werden müßten; es sei eben ein gar zu verstocktes und dem Heil unzugängliches Volk.

Ich antwortete:

„Da habt Ihr recht!“

Nun trat ich in die Kirche, schritt zum Altar, beugte die Kniee, nahm das Allerheiligste herab, küßte es und trug es hinweg.

Jetzt harrte ich in der Sakristei auf den Anfang des Gottesdienstes. Ich vernahm, wie die Juden in die Kirche getrieben wurden, wie die Häscher sie hart

anfuhren und schimpften, wie einige der also Behandelten laut wehklagten.

Unterdessen ließ ich mir von dem Küster über die letzte Predigt des Bruders Eustachius berichten: wie freudigen und erhobenen Geistes dieser gewesen, wie er mit leuchtendem Antlitz auf der Kanzel gestanden, wie er dem verstockten und dem Heile unzugänglichen Volke mächtig ins Gewissen geredet.

Alsdann ging dieser getreueste Diener des Herrn und richtete sich selbst. Ich aber, ich lebte noch!

Es kamen einige Geistliche in die Sakristei und beglückwünschten mich. Ich dankte ihnen. Sie meinten: es müßte heute für mich ein hoher Feiertag sein, ein Tag der Gnade und der Wonne. Ich erwiderte: sie hätten recht, ein solcher Tag wäre es für mich. Endlich kündigten sie mir an, die ganze Kirche stünde voller Juden, und sie führten mich im Triumph hinaus, bis an die Kanzel.

Ich stieg hinauf.

Da stand ich nun und sollte reden. Mit lauter Stimme sprach ich den Text aus dem Jesaias:

„Ich recke meine Hände aus den ganzen Tag zu einem ungehorsamen Volk, das seinen Gedanken nachwandelt auf einem Wege, der nicht gut ist.“

Als ich aber beginnen wollte, über den Text zu

predigen, erhoben die Juden ein Geschrei, daß man kein Wort verstand, und ich zu sprechen aufhören mußte. Die Häscher schlugen mit ihren langen Stäben unter die Ebräer, bis alle stille waren, und ich von neuem anfangen konnte zu predigen:

„Ich recke meine Hände aus zu einem ungehorsamen Volke — —

„Hier stehe ich, ein christlicher Priester und recke meine Hände aus zu euch, ihr Juden, ihr Ungehorsamen und Verstockten, die ihr euch nicht wollt bekehren lassen zu dem allein seligmachenden Glauben, sondern eurem Jehovah getreu bleibt, trotzdem dieser Gott eurer Väter euch schmachten läßt in der Knechtschaft und kein Ende findet, euch Plagen zu senden und unsäglichen Jammer. Ihr aber haltet zu ihm, ihr glaubt an ihn, ihr hofft auf ihn.

„O ihr Thoren!

„Für alle eure Leiden auf Erden werdet ihr keinen himmlischen Lohn empfangen.

„Wohl aber werdet ihr verdammt sein.

„O, ihr Thoren, ihr blöden Thoren!

„Betrachtet uns Christen, wie wir selig sind im Herrn. Hört uns jubeln und jubiliren, denn unser ist das Himmelreich.

„Seht, es liegt vor euch. Ihr brauchtet nur eure

Hände auszustrecken, und ihr empfangt es. Aber ihr wollt nicht. Ihr verschmäht das Himmelreich, ihr haltet fest an eurem Gott, ihr verbleibt in eurer Knechtschaft, ihr ertragt euren Jammer, ohne Unterlaß hoffend und harrend, daß der Messias komme. Ohne Unterlaß hoffend und harrend! Nicht für euch, sondern für diejenigen, welche nach euch kommen.

„Ihr Thoren, ihr blöden, blinden Thoren!

„Ich recke meine Hände aus zu euch, ihr Ungehorsamen und Verstockten, die ihr euch nicht wollt bekehren lassen zu einem Glauben, der seine Priester aussendet, aller Orten Proselyten zu machen, und diese alsdann sich hinstellen läßt, öffentlich vor den Augen des Volkes, dem sie einst angehört haben, um diesem Volke Bekehrung zu predigen.

„Ich, der Konvertit, predige euch also.

„Juden, bekehrt euch! Bekehrt euch zu einem Glauben, dessen Bekenner die Juden in einen Zwinger stecken, sie in eine christliche Kirche treiben, die Juden gleich stinkenden Tieren achten, die Juden ausrotten möchten vom Erdboden.

„Wie — ihr wollt nicht? Wie — ihr bleibt eurem Gott und eurem Glauben treu?

„Hier stehe ich, ein christlicher Priester, und recke meine Hände aus zu euch, ihr Verdammten, und preise

euch um eures Ungehorsams und eurer Verstocktheit willen und flehe euch an — seht ihr, mit aufgehobenen Händen — darin verharren zu wollen und verwünsche jeden von euch, welcher nicht darin verharrt, sondern mir nachthut.

„Und ihr, gottselige Juden — —“

Aber weiter kam ich nicht.

Alle Geistlichen waren aufgesprungen, schrieen, ich sei toll geworden, drangen gegen die Kanzel vor und geboten mir zu schweigen. Bischof und Abt verließen mit Geberden des Entsetzens die Kirche, indessen von den anderen etliche auf die Kanzel stiegen, mich gewaltsam hinunter zu drängen, was sie gar nicht nötig gehabt hätten; denn ich hatte vollführt, was sie von mir gefordert — wozu sie mich gezwungen: ich hatte den Juden gepredigt.

Diese verhielten sich vollkommen ruhig. Aber sie waren blaß geworden und als ich hinausgeführt wurde, drängten sie sich zu mir, riefen mich bei meinem alten Namen, nickten, und winkten mir zu. Und ich las in ihren Augen, daß sie mir vergeben hatten.

Und ich war glücklich, glücklich!

XVIII.

Nachdem sich erwiesen, daß ich nicht toll geworden — was man indessen verschwieg — erhielt ich meine Strafe zugesprochen. Diese bestand in sofortiger Verbannung aus Rom nach einem sabinischen Felsenkloster, welches unter dem gestrengen Abt Evaristus stand.

Es war aber, als wäre ich ein siebenfacher Totschläger und sollte für zeitlebens auf die schändliche Galeere gesandt werden.

Zwei Brüder wurden mir mitgegeben, denen befohlen war, mich zu bewachen; ihnen ward streng verboten, ein Wort mit mir zu reden oder auf eine meiner Fragen Antwort zu geben. In ihrem Geleite machte ich mich eines frühen Morgens auf den Weg, ohne daß ich von einem der Brüder hätte Abschied nehmen dürfen, was mir zu meiner eigenen Betrübnis nicht schwer ward.

Auch der Hochwürdige hatte mich nicht mehr sehen

wollen. Ich wußte, daß er mir im Herzen tausend Verwünschungen mit auf den Weg gab, und daß ich nicht bei einem im Kloster eine brüderliche Gesinnung oder ein christliches Bedauern für mich zurückließ.

Wir verließen Rom durch die Porta San Lorenzo. In der Basilika des Heiligen verrichteten meine Begleiter ihre Andacht, während deren Dauer ich vor der Thüre bleiben und auf der Schwelle niederknieen mußte. So geschah es bei jeder Kirche, jeder Kapelle, die an unserem Wege lag.

Dieser führte uns gerade auf das schimmernde Gebirge der Sabina zu, welches gleich einer gewaltigen leuchtenden Wand vor uns aufstieg. Sie anblickend, dachte ich:

Das dünken mich heiligere Mauern, als diejenigen waren, aus denen man mich verbannt hat. Wenn diese Felsenwände dich von der Welt scheiden, wird es dir besser ergehen, und du gelangst vielleicht doch noch zum Glauben und zum Christentum, oder aber zum Frieden.

Also schaute ich beinahe freudig vorwärts, wo mir über dem lichten Felsenrücken die beschneiten Gipfel entgegenschimmerten.

Viele sabinische Hirten kamen uns entgegen: Greise, schöne Jünglinge, zarte Knaben, sämtlich mit Flöten, Schalmeien oder Dudelsäcken. Sie zogen nach Rom,

in dieser heiligen Stadt anzubeten und die Geburt des lieben Heilands zu feiern. Denn diese armseligen Männer, welche mit den Fellen ihrer Ziegen und Lämmer bekleidet waren, dachten zu dieser Zeit daran, daß ihnen zuerst die Botschaft verkündet worden: Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. — Euch ward heute der Heiland geboren.

In Scharen zogen sie heran, und wo eine Kapelle oder ein Kreuz sich erhob, da machten sie Halt, stellten sich im Kreise auf und begannen, der holdseligen Gottesmutter und dem lieben Jesuskinde nach Herzenslust etwas vorzublasen und vorzupfeifen.

So oft wir auf solche musizirende Hirten stießen, blieben wir stehen, entweder vor einem Heiligtum an der Straße, oder auf freiem Felde, oder vor einem Madonnenbilde in einer Oliveta, oder vor einem verfallenen Kapellchen am Rande eines Eichenwäldchens. An allen diesen Plätzen fanden sich zu gewissen Stunden andere Hirten ein, deren Herden in der Nähe weideten. Sie stellten sich mit den wandernden Genossen auf, bliesen und pfiffen.

Meine beiden Wächter gesellten sich jedesmal zu den anbetenden Hirten. Der eine von ihnen war gleich mir ein Priester; dieser erteilte alsdann den Leuten seinen Segen oder er wurde vom Volke gebeten, ihnen

zu predigen. Alle versammelten sich um ihn und er stand und erzählte den Hirten die Geburt des Heilands. Es hingen die Augen der guten Leute an den Lippen des Predigers, mit andachtsvollen Mienen lauschten sie seiner Geschichte; ach, und wie sie glaubten! Herr, Herr, Herr, wie sie glaubten!

Auch bei diesem wahrhaft heiligen Gottesdienst mußte ich von ferne stehen und zuschauen; und da — zum erstenmal geschah es, daß ich mir wie ein Verbannter und Ausgestoßener vorkam. Ich stand und fühlte wiederum jene unsägliche Sehnsucht und hätte wiederum vor Sehnsucht meinen Geist aufgeben oder mich steinigen und kreuzigen lassen mögen; und ich fühlte mich wiederum gleich einem Verschmachtenden in der Wüste.

Ach, und wie ich jene in Felle gehüllten, einfältigen Menschen um ihres Glaubens willen beneidete! — Herr, Herr, Herr! wie ich sie beneidete!

* * *

Erst am Nachmittage erreichten wir Tivoli, an welchem schönen Orte wir die Nacht zubringen wollten. Meine Wächter gingen mit mir in ein Kloster unseres Ordens, das neben einem prächtigen Landhause der Este, nahe der Porta romana, gelegen ist. Ich wurde vor den Prior geführt und von diesem hochwürdigen

Manne streng ermahnt, in mich zu gehen und Buße zu thun, denn mein Frevel stänke zum Himmel auf, und Gott ließe sich nicht ungestraft beleidigen. Drauf brachte man mich in eine dunkle, feuchte Zelle, reichte mir ein Stück Brot und schloß hinter mir ab.

Am nächsten Tage setzten wir die Wanderung fort, jenseits der Anioschlucht, auf der alten Via Valeria, welche auch nach Subiaco führt, tief in das wilde und prächtige Gebirge hinein. Es war eine wahrhaft heilige Frühe. Aus den schattigen Thälern stieg ein zarter Dunst empor, und der rosige Himmel hing voll lichter Wölklein. Ich freute mich des fröhlichen Lebens in den Oliveten, darin gerade geerntet wurde. In dem silberhellen Laub glänzten die schwarzen Früchte, welche die Jungfrauen Tivolis pflückten. An jeden Baum standen mehr als sechs Leitern gelehnt, auf denen die Mädchen bis in die Wipfel hinaufstiegen, daß von ihnen nur ihr rotes Mieder oder ihr buntes Schleiertuch zu sehen war, oder zuweilen ein schönes braunes Antlitz aus den hellen Zweigen hervorlugte. Sie sangen in den Aesten wie die Vögelein, und es widerhallte von ihren Liedern der Wald.

Auch heute begegneten uns viele sabinische Hirten, auch heute predigte ihnen der Priester auf freiem Felde das Evangelium, auch heute stand ich, brennende Sehnsucht im Herzen, von ferne. Es geschah häufig, daß

die guten Leute zu mir traten, mich anredeten und mich aufforderten, mit ihnen der Mutter und dem Kinde Verehrung zu erweisen. Alsdann bedeutete ich ihnen, daß sie mich lassen müßten. Ich gewahrte, wie sie sich abwendeten und den Bruder über mich befragten, wie dieser ihnen Auskunft gab und wie sie dann voller Scheu auf mich blickten. Wohl sind selig zu preisen alle, die einfältigen Gemütes sind.

Mittags rasteten wir hinter der sabinischen Stadt Vicovaro in dem Franziskanerkloster San Cosimato.

Dieses Heiligtum liegt in einem Cypressenwalde auf einem jäh absteigenden Felsen über dem Anio, der hier in das harte Gestein tiefe Grotten gerissen. Selbige sind heiliger Aufenthalt; denn in diese Felsenhöhlen flüchtete Sankt Benedikt, da ihm von einem schlimmen Abte nach dem Leben getrachtet wurde. Zwei Raben wiesen ihm von seiner Einsiedelei bei Subiaco hieher den Weg. Doch ward mir nicht gestattet, die geweihte Stätte zu betreten.

Im Kapuzinerkloster von Arsoli übernachteten wir das zweitemal. Der Prior war ein überaus frommer Mann, der sich dermaßen über meine Verruchtheit entsetzte, daß er meine Begleiter bat, von meiner Sünde für die Seelen seiner Mönche Vorteil ziehen und mich ihnen als böses Beispiel aufstellen zu dürfen. Die Bitte

wurde dem gottesfürchtigen Mann gewährt. Ich mußte mich in ein Bußhemd hüllen, bekam eine Geißel in die Hand, alsdann wurden die Mönche zusammengerufen und in zwei Reihen aufgestellt. Nun trat ich ein, durchschritt die lebendigen Gassen, wobei ich mich geißelte und mit lauter Stimme ein Bußgebet absprach.

Dreimal mußte ich denselben Weg thun.

Am dritten Tage der Wanderung verließen wir die Via Valeria, begaben uns ein Stück Weges wieder zurück auf die andere Seite des Anio und verloren uns in das hohe Gebirge.

Wie wild und einsam die Welt sein konnte! Ein Schauer überlief mich, da ich die große Oede gewahrte, nur Himmel und Felsen. Aber über der Wildnis mochte noch immer der Geist Gottes schweben, wie er einstmals über den Wassern geschwebt hatte.

Wir wanderten viele Stunden, und das ungeheure Schweigen begann mich zu ängstigen. Um den Ton einer Stimme zu hören, richtete ich zum erstenmal eine Frage an meine Begleiter, doch sie antworteten mir nicht. Ich fragte ein zweites- und drittesmal, da hoben sie einen Bußgesang an; in diesen durfte ich mit einstimmen.

Unter den feierlichen Tönen zogen wir durch die starren Klippen, bis auf einmal der Fels vor uns sich zu spalten und zu öffnen schien, als hätten die Klänge

unseres Psalmes ihn erschlossen. Ohne den Gesang zu unterbrechen, traten wir ein in den Spalt und gewahrten hoch über dem Abgrund das Kloster. Ich konnte nicht anders: ich blieb stehen und schaute zurück. Mir war's, als ob die wilde Wand hinter uns sich wiederum schließen müßte.

Unser Gesang verhallte in den Gewölben, in den Gängen des Klosters.

* * *

Am dritten Tage meines Aufenthaltes in der Felsenabtei ward ich zum erstenmal zum Abt Evaristus entboten. Der gestrenge und hochwürdige Herr erwartete mich im Hofe und saß auf einem Maultiere. Er befahl mir, ihm zu folgen.

Der Abt ritt voraus und nach ungefähr zwei Stunden gelangten wir auf den Gipfel eines hohen Berges, darin sich eine enge Höhle befand. Vor der Oeffnung war ein hohes Kreuz aus Cypressenholz aufgerichtet, und man vermochte zu der Grotte nur zu gelangen, indem man sich dicht an der Felsenwand entlang schob. Wer von Schwindel erfaßt wurde, der that wohl, den Weg mit geschlossenen Augen zurückzulegen, denn schrecklich war der Abgrund, der zur Seite sich aufthat.

Abt Evaristus war von seinem Tier gestiegen und mit mir zur Höhle gegangen. Hier standen wir nun

und schauten auf die Gipfel der sabinischen Alpen. Kein Baum war zu sehen, kaum ein Grashalm.

Abt Evaristus sprach:

„In einer ähnlichen Höhle des umbrischen Berges Subiaso hat der heilige Franziskus viele Jahre gelebt und in der Einsamkeit mit seinem Gott gerungen und von sich abgethan, was sündig und menschlich an ihm war. Deshalb ward in dieser Wildnis diese Höhle von mir ausersehen als Aufenthalt für solche Jünger San Franziski, welche es notwendig haben, in der Einsamkeit mit Gott zu ringen und ihre Sünden von sich zu thun.

„Diese Höhle ist die Strafzelle unseres Ordens.

„Mancher, der gottlos oder ungehorsam oder sonst gänzlich verwerflich war, hat diese Höhle bezogen: einige für Tage, andere für Wochen und Monate. Einige waren bereits nach Tagen, in dieser Höhle zugebracht, gottesfürchtige, gehorsame und reuige Diener des Herrn und der Kirche, bei anderen brauchte es längere Zeit.

„Es hängt von dem Willen eines jeden ab, der diesen Aufenthalt bezieht, wie lange er an demselben verbleibt.

„Ich habe Dich hieher geführt und ich zeige Dir diesen Ort, auf daß Du durch den Anblick gemahnt wirst, Deine Sünde abzuthun, ehe ich Dich dazu verurteilen muß, solches Reinigungswerk in der Einsamkeit zu vollbringen; der Anblick dieses Ortes soll Dich warnen.

„Du bist ein gottloser und ungehorsamer, ein gänzlich verwerflicher Mensch; siehe denn, wohin Du es mit Deinen Lastern bringen kannst: bis hinauf zu diesem Felsengipfel.

„Nun kehre um mit mir."

Entsetzen faßte mich. Ich konnte nicht reden, vermochte auch nicht, dem Abt gleich zu folgen. Da ich den fürchterlichen Pfad zurückschritt, ohne meine Augen zu schließen, wäre ich beinahe gefallen.

Wieder in das Kloster zurückgekehrt, mußte ich drei Tage unter scharfer Geißelung fasten; alsdann kam Abt Evaristus in meine Zelle.

Er fragte mich:

„Was meinst Du, Bruder Angelikus, wird der Orden die Strafe der Verurteilung zur Felsenhöhle gegen Dich anwenden müssen?"

Ich schrie auf:

„Nein! Nein!"

„So unterwirfst Du Dich?"

„Ja! Ja! Ja!"

Und ich unterwarf mich.

* * *

Ich war zerknirscht, reuevoll, bußfertig; ich war in allem ergeben und demütig; ich war gehorsam.

Abt Evaristus gebot mir:

„Schreibe die Geschichte Deiner Bekehrung nieder.

Ich will die Schrift nach Rom senden, als Beweis Deiner Reue, Deiner Unterwerfung, Deines Gehorsams. Schreibe also!"

Und ich schrieb. Zuerst wußte ich kaum, wie ich es beginnen sollte; zuerst lag mein Geist gänzlich gefesselt in den Banden meiner Furcht, in der Nacht meines Grausens vor jenem fürchterlichen Ort; denn ich war feige. Ich heuchelte und log.

Auch wußte ich zuerst gar nicht, was ich mit meinen Gedanken beginnen, wie ich dieselben ordnen, ausdrücken und aufzeichnen sollte — der leichte Federkiel ruhte so schwer in meiner Hand, daß dieselbe mir beinahe erlahmte.

Aber ich war gehorsam: ich schrieb!

Wenn es gar nicht gehen wollte, so fastete ich, oder ich geißelte mich. Ich hungerte und mißhandelte mich so lange, bis ich schwach und stumpf war. Und immer, immer das Grausen vor jener gräßlichen Stätte.

Unter dem Druck dieses Grausens setzte ich hinter den Namen meiner Eltern gehorsam die mir gebotene Verwünschung, zunächst in Worten, alsdann noch lange Zeit in Gedanken.

Es ist mir aber wundersam ergangen. Allmälich verlor ich meine Angst, allmälich überwand ich mein Grausen und auch die Feigheit; allmälich ward der Federkiel in meiner Hand leichter und leichter, allmälich

lief er schneller und schneller über das Papier, bis mir das Aufzeichnen meiner Gedanken, das Niederschreiben meiner Geschichte so leicht wie das Atemholen wurde. Jedes Wort ward mir gleich einem Aufatmen aus tiefster Brust; ich empfand, als stünde ich auf einem hohen Berge, in frischer Luft, im Sonnenschein.

Ich danke dafür meinem Gott, und ich danke dafür Evaristus, meinem hochwürdigen und gestrengen Abt.

Dieser wird jetzt meine Schrift lesen, denn sie ist beendet: ich habe ihm Gehorsam geleistet.

Alles habe ich der Wahrheit gemäß aufgezeichnet.

Nur, daß ich meine Eltern segne, statt ihnen zu fluchen, daß ich die Juden liebe, statt sie zu hassen, daß ich den jüdischen Glauben, den Glauben meiner Väter, für göttlicher halte als den christlichen.

Gleich werde ich dem Abt Evaristus diese Bekenntnisse abgeben. Der Abt Evaristus wird sie prüfen, der Abt Evaristus wird sie verdammen. Ich erwarte meine Strafe. Ich kenne sie: die Felsenhöhle; aber —

Ich unterwerfe mich nicht!

Wie ist mir so frei, wie ist mir so leicht und wohl.

O, mein Vater! Mutter! Mutter!

Ende des zweiten Teils.

Blinde Liebe.

Roman von

Hugo Klein.

Preis geheftet *M.* 4. —; fein gebunden *M.* 5. —

Das Werk fesselt vor allem durch die Originalität seiner Motive — es ist der „Roman des Blindeninstituts". Zwei Blinde, die sich nie gesehen und nie gesprochen, die nie mit einander verkehrt haben, werden durch das Band der Liebe verknüpft — gewiß ein seltsames Problem, das jedoch seine natürliche Lösung findet, wenn wir wahrnehmen, daß der Gesang die Annäherung vermittelt und daß sich die jungen Herzen an Liedern berauschen. Wie diese merkwürdige Liebe entsteht, sich entwickelt und zur vollen Entfaltung gelangt, das ist mit großer psychologischer Feinheit geschildert und durchgeführt und fesselt den Leser in ganz außerordentlichem Maße.

Der Oberförster von Margrabowo.

Roman von

Adolf Streckfuß.

2 Bände. Preis geheftet *M.* 8. —; fein gebunden *M.* 9. —

Die alten guten Erzähler sterben doch nicht aus, das beweist dieses Werk. Der Autor hat einen sehr guten Namen, und diese jüngste Schöpfung darf vielleicht zu dem Besten gezählt werden, was Streckfuß geschrieben hat. Auf einem geheimnisvoll düstern Hintergrund baut sich eine sonnige Liebesgeschichte auf, jedoch die Schatten, welche hier hineinfallen, rufen unsere tiefste Teilnahme besonders für die Heldin wach. Ein gewaltiger dramatischer Konflikt zwischen der Kindesliebe und der Liebe des Herzens, der Liebe zu dem Auserwählten für das Leben, tritt hier, mit erschütternder Gewalt dargestellt, vor uns und erregt unser Interesse in ungewöhnlichem Grade für die Handlung wie für die Personen.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Dunst.

Roman von

Karl Frenzel.

Preis geheftet M. 5. —; fein gebunden M. 6. —

Auf dem Hintergrund der Berliner sozialdemokratischen Bewegung entrollt hier Karl Frenzel ein ebenso spannendes, wie durch seine psychologische Tiefe anziehendes Drama aus der modernen Gesellschaft. In lebhaft bewegter Handlung, unter Figuren von greifbarer Leibhaftigkeit, entwickelt sich die Fabel und in ihr die soziale Frage, die zugleich zum Prüfstein der verschiedenen Charaktere und zum Schicksal der Helden wird. Der dramatische Zug in Frenzels Erzählungen, die scharfe und feine Lebensbeobachtung, der künstlerische Realismus seiner Darstellung, haben hier vereint ein Meisterstück geschaffen, dessen ergreifender Wirkung sich kein Leser entziehen wird.

Schwankende Herzen.

Roman von

Wilhelm Berger.

Mit Original-Illustrationen von E. Thiel und L. Bechstein.

Preis geheftet M. 5. —; fein gebunden M. 6. —

Dieser Roman, der in der Gegenwart spielt, charakterisirt mit seinem Titel das eigentümliche Verhalten zweier in den Vordergrund der Handlung gerückten Liebespaare, welche, obgleich sie sich von Herzen zugethan sind, dennoch erst durch außergewöhnliche Ereignisse zur Vereinigung gedrängt werden, und auch dann, nach vollzogener Ehe, noch eine Reihe weiterer Prüfungen durchmachen müssen, ehe sie endlich zu derjenigen Stärke und Reinheit der Neigung gelangen, welche ihnen ihr künftiges Glück verbürgt. Dieses zwar einfache, aber interessante Problem hat der Verfasser zu einer reich bewegten Handlung ausgestaltet, und in seinem Roman eine Reihe von Lebensbildern aus verschiedenen Kreisen der Gesellschaft gegeben, die den Eindruck der unbedingten Naturwahrheit machen und deshalb auch mit der vollen Gewalt der Aktualität auf den Leser wirken. Außerdem ist der Roman reich an scharf gezeichneten Charakteren.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

Vögl

Dahiel, der Konvertit

Bd.: 2.

1889